



10. Dezember 1918

HEINRICH PEUS - DAS GROSSDEUTSCHE REICH

MIT überraschender Schnelligkeit sind die 22 Dynastien Deutschlands verschwunden: ein Beweis, wie unterhöhlt ihre Herrschaft war. Geblieben aber sind die 22 Volksstaaten, mit den 3 Hansestädten und Deutsch Österreich zusammen 26 Republiken. Darüber die Republik Großdeutschland. Wie soll das Verhältnis dieser aller zu einander nun werden? Soll es einen Bund der 26 Republiken geben, oder soll es eine großdeutsche Republik geben, die für die Zwecke der Selbstverwaltung neu, vernünftig eingeteilt wird?

Die bisherigen dynastischen Einzelstaaten waren nach Form und Inhalt von dynastischen Interessen bestimmt. Ihr Bereich war geschichtlichen Erlebnissen ihrer Dynastien entsprungen. Daher die buntscheckige Landkarte zumal im Herzen des Reichs. Nachdem die Dynastien gefallen sind, kann natürlich nicht mehr davon die Rede sein, daß aus heiligem Respekt vor dem *historisch Gewordenen* das alles so bleiben müsse wie es war. Anhalt zum Beispiel liegt mit seinen Landesteilen ganz zerstückelt in Preußen, und es gibt auch preußische Enklaven mitten in Anhalt. Daß solche Unvernünftigkeiten und Unzweckmäßigkeiten bleiben müssen, davon kann gewiß keine Rede sein.

Wichtiger aber als die regionale Begrenzung ist die Verteilung der Funktionen. Schon vor dem Krieg hatte das Reich mehr und mehr gesetzgebende Funktionen übernommen: Bürgerliches Gesetzbuch, Gewerbeordnung, soziale Gesetzgebung, Strafgesetz, Reichsvereinsgesetz schufen für alle Staaten gleiches Recht. Jetzt soll auch die Grundlage der Demokratie, das gleiche Wahlrecht für alle Erwachsenen, allgemeines Reichsrecht sein. Wir hatten die Reichspost, wir werden auch die Reichseisenbahn bekommen müssen. Auch ein Elektrizitätsmonopol erscheint notwendig, obwohl nicht daran gedacht werden kann nur das Reich darüber entscheiden zu lassen, wo ein Elektrizitätswerk entstehen soll. Über die Schätze der Erde an Kohle, Erzen und Salzen wird das Reich nicht minder verfügen müssen. So gibt es schon reichlich Gebiete, über die das Reich zu entscheiden bekommt.

Wie soll es aber mit der Verwaltung werden? Wollen wir nur Reich und Gemeinden? Offenbar nicht, denn das gäbe eine ungesunde, weil schematische Zentralisation. Das Reich müßte jedenfalls in Verwaltungsbezirke (Provinzen oder Kreise) geteilt werden, die sich möglichst selbständig verwalten. Und dabei wäre in der Tat an das durch Geschichte und Kultur Gegebene

anzuknüpfen. Wir können nicht Berlin zum deutschen Paris machen. Dazu eignet es sich geistig gar zu wenig. Dem wird daher aufs heftigste widerstrebt werden. Wien und München werden sich nicht von Berlin kommandieren lassen wollen. Auch Stuttgart und Dresden werden keine bloßen *Provinzstädte* werden wollen. Und sicher muß alles geschehen, um das öffentliche Leben, Kultur, Wissenschaft und Kunst über das ganze Reich zu verbreiten. Alles vom Berliner Geist dirigieren zu lassen besteht auch nicht die geringste Neigung.

Man hat den Gedanken geäußert die Reichstagsabgeordneten jedes Landes zugleich als Landtagsabgeordnete im Einzelstaat fungieren zu lassen. Das wäre indessen offenbar schon allein, was die Zahl anlangt, nur für die großen Staaten möglich. Und wozu solche Ämterhäufung auf einzelne Personen? Soll man Preußen noch größer machen, indem man es Anhalt, Braunschweig und dergleichen schlucken läßt? Wäre es nicht besser Preußen zu teilen und möglichst gleich große, homogene Teilgebiete im Reich zu bilden? Dann verschwände Preußen als Staat, an seine Stelle träte eine Anzahl Unterstaaten oder Provinzen, und über allen gäbe es nur die eine Reichsregierung. Die Hannoveraner wollen auch wieder selbständig werden. Oldenburg und Bremen könnten Hannover angeschlossen sein. Auch Braunschweig würde noch dazu passen. Königreich Sachsen, Provinz Sachsen und Anhalt ließen sich gleichfalls gut zusammenfassen. Ein Gebiet wie Anhalt könnte als Untergebiet in der Provinz noch ein erhebliches Stück Selbständigkeit behalten. So ähnlich wäre es anderwärts auch zu halten. Alles aber hätte unter der Souveränität des einen und unteilbaren großdeutschen Reiches zu stehen. Neben dem Gedanken der Einheit und Zentralisation in allem Notwendigen ist mit größtem Nachdruck daran festzuhalten, daß die Teile sich möglichst selbst zu regieren und zu verwalten haben. Möglichst wenig Regierung von oben!

Wie soll es mit der Schule werden? Eine allgemeine Reichsschulgesetzgebung wäre zu schaffen. Aber jeden Lehrer zum Reichsbeamten zu machen, das wäre sicher eine viel zu große Zentralisation. Auch die *Gemeindeschule* ist zu verwerfen. Denn das bringt ein viel zu ungleichmäßiges Schulwesen mit sich und verteilt die Kosten viel zu ungerecht. Wenn wir die Teilgebiete des Reichs Provinzen oder Kreise nennen, wären diese Provinzen oder Kreise am besten die Träger der Schulen. In Anhalt hat sich das *Staatschulwesen* gut bewährt. Und es wird noch besser gedeihen unter der Demokratie, die die Lehrer befreit und die Mitwirkung der Eltern sichert. Wo aber die Schule erhalten werden soll, müssen auch die finanziellen Mittel für hohe Schulkultur zur Verfügung stehen.

Von sehr erheblicher Bedeutung ist die finanzielle Auseinandersetzung der Einzelstaaten. Die Umorganisation darf nicht zu kultureller Schädigung einzelner Staaten führen. Anhalt zum Beispiel hat bisher aus seinem Besitz an Wald, Domänen und Bergwerk einen großen Teil seiner Schulkosten gedeckt. Wanderte sein Staatsbesitz einfach in die Reichs- oder Preußenkasse, so wäre es schwer geschädigt. Dann müßten seine Bürger in Zukunft für seine Schulen erheblich mehr Steuern aufbringen. Und wenn sie das nicht könnten, würde ihre bisherige Schulkultur leiden. Anderswo haben Gemeinden Wald und Güter. Es wäre kaum zu verantworten den anhaltischen

Gemeinden etwas zu nehmen, während die anderen das Ihre behielten. Es darf daher nicht in Aussicht genommen werden etwa in der großdeutschen Nationalversammlung durch einfache Majorisierung die Dinge so zu ordnen wie es den Großen passen mag. Man wird eine vernünftige Neuorganisation schaffen müssen, aber dabei zwischen den bisherigen Volksteilen eine nach allen Seiten befriedigende Verständigung herbeizuführen haben. Um so eher wird man zu einer guten Durchorganisation des Ganzen kommen. Wo die Regelung seitens der Zentrale unvermeidlich ist, da muß sie ertragen werden. Das höchste Ziel aber sei: Freiheit und Entwicklungsmöglichkeit für alle Teile! Nicht öde Zentralisation sondern Herausbildung eines wahrhaft unitarischen Geistes durch freiwilliges Zusammenwirken der sich selbst verwaltenden, unter Eigenverantwortung arbeitenden einzelnen Teile. Das Ziel der Regierung muß sein die Kräfte des ganzen Volkes zur höchsten Kraftentfaltung des Ganzen zusammenzufassen; aber auch ein anderes: nämlich das Regieren möglichst überflüssig zu machen.

Hans Kampffmeyer will eine Idealstadt als Friedensdenkmal bauen.¹⁾ Wie wäre es, wenn nach dieser Idealstadt auch die Hauptstadt des neuen Reiches verlegt würde? Daß gerade die Preußenstadt Berlin als Mittelpunkt des neuen Reiches besonders geeignet wäre, kann man sehr wohl in Abrede stellen. Eine neue Stadt, die Friedensstadt, wäre für alle deutschen Stämme ein neutraler Boden, auf dem alle großen Ideen des großdeutschen Volkes sich zu körperlicher Darstellung bringen könnten. Diese neue Hauptstadt könnte auch zwischen Berlin und Wien als Vermittler dienen. Denn das müssen wir als unbedingt selbstverständlich ansehen, daß die neue Organisation des deutschen Volkes alle Deutschen umfaßt, die zu ihr gehören wollen, insbesondere also auch Deutsch Österreich. Um so mehr ist die reine und volle Demokratie gesichert: Einheit des ganzen Deutschtums und kulturelle Freiheit aller seiner Glieder.

Das Thema, das hier kurz skizziert wurde, ist durch die Revolution mit einemmal auf die Tagesordnung gesetzt worden. Und es muß nun erörtert werden. Mögen andere auch ihre Auffassung vortragen. Aber darüber sollte kein Zweifel sein: Was wir wollen, das ist ein einheitliches großdeutsches Reich, das in allen seinen Gliedern sich so fruchtbar wie möglich entwickelt. Wir wollen keinen Partikularismus, der zum Separatismus führt. Wir wollen ein fest zusammenstehendes deutsches Volk. Aber wir wollen auch echte Demokratie, ein Volk, das sich bis in den letzten Volksgenossen herunter selbst regiert und alles selbst verantwortet.

KARL LEUTHNER - DEUTSCHLAND UND DEUTSCH ÖSTERREICH

WIE sich's unter uns Deutschen ziemt, wird die in dem furchtbaren Zusammenbruch notwendig auftauchende Frage, was an dem unausdenkbaren Unheil schuld sei, mit Erörterungen über das deutsche Wesen und Unwesen, mit moralisierenden Abschätzungen umflochten. Und doch ist es nur eine Frage nach politischen Entstehungsursachen eines politischen Ereignisses. Wäre unser Sittenzeugnis frei und rein von den dunklen Punkten, die ihm anhaften, würden wir darum im

¹⁾ Siehe die Rundschau Genossenschaftsbewegung, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 1086 f.

Verein mit den jämmerlichsten Bundesgenossen diesen Krieg siegreich bestanden haben? Der Krieg war verloren, bevor er begonnen wurde. Denn eine im Grundriß verfehlte Politik vermochte kein Feldherrngenie in ihren Folgen auszugleichen. Im Grundriß verfehlt, natur- und vernunftwidrig war aber nicht erst die Bülow'sche Politik der Selbstisolierung, die England durch Flottenrüstungen reizte und gleichzeitig Rußlands Feindschaft durch die Förderung der Wiener Balkanpolitik herausforderte, verfehlt, natur- und vernunftwidrig war bereits der in der letzten Zeit so viel betonte Nikolsburger Friede, indem er die Völker und Volkstrümmer der Habsburger Monarchie in den Kerker der Hausmacht zurückscheuchte und durch das siegreiche deutsche Schwert selbst den Weg zur deutschen Einheit verlegte. Mag indes dieser Friede, der den scheuseligen habsburgischen Staatskadaver auf ein Menschenalter galvanisierte, in der Besorgnis vor einer Einmischung Napoleons III. seine Entschuldigung finden, so steigerte Bismarck seinen Mißgriff zum Verbrechen, als er 1879 das Bündnis schloß, aus dem alles Verderben der Zukunft bis zur Schmach und Vernichtung dieser Tage zwangsläufig hergeflossen ist. Der vielgerühmte *deutsche Beruf* Preußens war damit endgültig aufgegeben, in Bismarcks Seele hatte der Reaktionär über das Genie, hatten konfessionelle und dynastische Rücksichteilen über den Gedanken der deutschen Einigung gesiegt, und unabwendbar trat ein, was die Jahrhunderte hindurch jedem preußisch-habsburgischen Bündnis anhaftete: daß deutsche Waffenhilfe der Wiener Hausmacht ohne Gegenwert und Gegenleistung zur Verfügung gestellt wurde. Grundsätzlich und vertraglich war schon das bismarckische Deutschland der unentlohnte Soldknecht der Hofburg; denn nur gegen Rußland, das doch niemals wider Deutschland allein das Schwert aus der Scheide gezogen hätte, galt das *Schutzbündnis*. Mochte nun das diplomatische Meisterstück des Rückversicherungsvertrags den unmittelbaren Folgen des staatsmännischen Versagens zunächst vorbeugen, in der Unfähigkeit der Nachfolger wucherte das unselige Erbe Bismarcks verhängnisvoll weiter. In steigendem Maß wurde die ganze kontinentale Politik des Deutschen Reichs von der »Bundestreue«, von dem Beruf aufgesogen für die Dreistigkeiten und Anmaßungen der Wiener Balkanpolitik die Bürgschaft zu tragen. Zwischen 1909 und 1914 sehen wir die Berliner Staatsmänner, in ihrer lächerlichen Angst vor völliger Vereinsamung, gänzlich im Schlepptau der Wiener Bankrotteure. Diese aber übten wohl eine ruchlose und frevelhafte, jedoch keineswegs wie ihre Berliner Drahtpuppen eine gedankenlose Politik. Ihr Gedanke war der des Hazardeurs, der seine letzte Karte ausspielt. Was hatten sie zu verlieren? Sie wußten, das Trümmerwerk der Hausmacht war nicht mehr zu retten, wenn das unveräußerliche Recht der nationalen und demokratischen Idee zunächst in den Serben, dann in den übrigen Slawen zur Auswirkung käme. Demnach hieß es das serbische Volk ausrotten, das serbische Königreich vernichten. Und war das bloß um den Preis eines Weltkriegs zu erreichen, nun, so hatte eben Deutschland moralisch und physisch die Kosten zu tragen. Das Spiel aber gelang entweder: dann war der Hausmacht eine armselige Daseinsfrist von einigen Jahrzehnten gerettet; oder es mißlang: dann geschah, was ohne den Krieg auch geschehen mußte: die bis in den Kern verfaulte Monarchie zerfiel.

Der Weltkrieg also, diese letzte und notwendige Frucht des Bündnisses Deutschlands mit der Wiener Hofburg, hatte vom Standpunkt der Habsbur-

gischen Hausmachtpolitik aus betrachtet einen guten Sinn, den Sinn einer verbrecherischen Verzweiflungstat, des letzten Rettungsmittels, ohne das sonst es nur ein Verrotten und Verkommen in schmachvoller Selbstauflösung gab. Vom Standpunkt Deutschlands jedoch war der Weltkrieg von der ersten Stunde an sinn- und zwecklos, und auch der höchste Triumph der siegreichen deutschen Waffen hätte ihm weder Wert noch Zweck zu verleihen vermocht. Denn was wäre des Sieges Lohn gewesen? Ein neu befestigtes Habsburgerreich mit unzweifelhaft gegendeutscher, slawischer Innen- und Außenpolitik, verstärkt um das einverlebte oder eng verbündete Polen, sonach die völlige Umklammerung des Südens und Ostens Deutschlands durch die Macht, die von den Tagen Friedrichs II. an stets der tückischste, hinterhältigste und gefährlichste Feind der deutschen Lebensinteressen gewesen ist. Alle sonstigen Kriegsergebnisse: die *Vertiefung* des famosen Bündnisses, das sagenhafte *Mitteleuropa*, der freie Weg nach dem Orient, lebten bloß im Reich der Einbildungen solcher sonderbaren Schwärmer, die einen Staatenbund zu stiften sich vermaßen, ohne auch nur zu prüfen, was Gesinnung und Geistesart der Völker war, die diesen Staatenbund bilden sollten.

Indes, mag der Gedanke, daß dieser Krieg, in dem Millionen der besten Söhne Deutschlands sich zum Opfer brachten, von vornherein verloren war, wie er auch ausging: mag dieser Gedanke niederschlagend, vernichtend sein, die verderblichste, verhängnisvollste Folgewirkung der deutschen Bundespolitik ist damit noch nicht ausgesprochen. Dieses Bündnis hat überdies mächtig mitgewirkt das nationale Gefühls- und Gedankenleben der Deutschen auf falsche Bahnen zu lenken, ihre politischen Instinkte hilflos zu verwirren. Schon Bismarck stand in dieser Wirrnis. Er spottete der »Herbstzeitlosen«, als die von Herbst geführten Deutschliberalen im Wiener Reichsrat sich gegen die Okkupation Bosniens sperrten; und doch bekundeten sie hierbei mehr Voraussicht als der große Diplomat; denn aus dem bosnischen Abenteuer ist nicht die »Verlegung des Schwerpunkts nach dem Osten« sondern die Hineinzerrung Österreich-Ungarns und Deutschlands in die Orienthandel erfolgt. Der Spott Bismarcks traf eine Opposition, die, wennschon bürgerlich-engherzig, immerhin das deutsche Interesse gegen die slawisierende Hausmachtpolitik Taaffes verfocht. Auch hiermit schuf der Reichsgründer ein Muster, das seine Nachfahren bis zur Verzerrung des Sinnes nachahmten. Die abgeschmacktesten Beteuerungen der Nibelungentreue gegenüber dem Wiener Hof, der mit hämischem Neid auf den *preußischen Emporkömmling* blickte, begleitete der äußerste, ja mit Vorsatz zur Schau getragene Kaltsinn gegen die Schicksale der deutschen Nation in Österreich. Man machte genau die gegenteilige Politik, die Italien, Serbien, Rumänien, die alle Staaten, deren Volksgenossen gleichfalls in habsburgischer Gefangenschaft lagen, klug und sieghaft verfolgt haben. Namentlich der Vergleich mit Italien ist schlagend. Die italienischen Staatsmänner wußten, daß das Bündnis mit dem Erz- und Erbfeind der eigenen Nation nur leerer Heuchelschein sein konnte. Nie würde Habsburg einem bedrohten Italien als Helfer erscheinen, wie es sich ja auch von Deutschland im zweiten Marokkotreit schadenfroh kühl abwendete. In diesem Trugspiel wollte Italien lieber der Betrüger als der Betrogene sein. Außerdem aber wahrte sich Italien das Recht unter seinen im Habsburgerreich eingekerkerten Volksgenossen die Hoffnung der Befreiung, das heilige Feuer des demokratischen und natio-

naln Gedanken der Einheit stets zu nähren und zu steigern. So fallen ihm denn jetzt die italienischen Landesteile Österreichs nicht nur zu, weil es auf der Seite der Sieger steht, sondern sie verschmelzen unmittelbar und schmerzlos mit dem Volksganzen, weil diese Vereinigung in langer, treuer Arbeit, in der vielgeschmähten und doch in Wahrheit so fruchtbaren, von hohen Idealen getragenen Arbeit der Irredenta geistig vorbereitet worden war. Für das Verhältnis der Deutschen Österreichs und des Reichs gilt der umgekehrte Fall. Durch das schmachliche Bündnis mit der Hofburg, mit dem Todfeind des deutschen Volkes, büßte der Nationalismus der Deutschen sein natürliches Ziel ein: das Streben nach der staatlichen Vereinigung aller Menschen deutscher Zunge; mit dem natürlichen Ziel aber auch seine sittlichen Grundlagen und Antriebe. Er entartete entweder zu einem Chauvinismus, der traumhafte Herrschaftspläne ausheckte, oder versteinte zu einem Staatspatriotismus, der die mitten durch den deutschen Volkskörper gezogenen Reichsgrenzen als Volksgrenzen ansah, als deutsch nur wertete, was deutscher Reichsbürger war, zu den Deutschen also wohl den preußischen Polen rechnete, nicht aber die 10 Millionen Volksgenossen in Österreich, die mit dem albernen und sinnlosen Namen Österreicher wie etwas völlig Fremdes ferngehalten wurden. Aus dem selben Geist ging der aller Menschenvernunft Hohn sprechende Versuch hervor durch Schulquälereien Polen in Deutsche zu verwandeln, wie die immer wiederholte Mahnung an die Deutschen in Österreich sich vor allem ja lediglich als treue Untertanen eines Staates zu bewähren, der durch seinen Bestand den unveräußerlichen Hoheitsrechten und Kulturbedürfnissen seines Volkes Hohn sprach. Und man tat gelegentlich noch ein übriges. Als sich im Verein mit der *Los von Rom*-Bewegung unter den Deutschen Österreichs etwas regte, das von fern und sehr zahm an die kraftvoll-männlichen Abfallsbestrebungen der Italiener, Romanen und Serben erinnerte, waren es reichsdeutsche klerikale Blätter, die im Widerhall deutschösterreichischer und tschechischer klerikaler Denunziationen die deutschen Volksgenossen als Hochverräter brandmarkten, weil sie dem Zug ihres Herzens zum Gesamtvolk gehorchten. Im Bösen so, im Guten nicht besser. Wer kann sich ohne Scham der Tatsache erinnern, daß die Deutschen im Reich, wenn sie am liebenswertigsten sein wollten, die Deutschen in Österreich als *Bundesgenossen* kaltfreundlich ansprachen, als ob das gleiche Blut, die gleiche Sprache, die gleiche Kultur nichts sonst bedeuteten, kein engeres, tieferes Band begründeten? Und man gedenke des Geredes von *österreichischer Kunst, österreichischer Literatur, ja österreichischer Dichtung*. Es gibt welche, die entblöden sich nicht Grillparzer, Stifter, Lenau österreichische Dichter, Mach einen österreichischen Denker, Mozart und Haydn österreichische Tonsetzer zu nennen. Augenscheinlich sind es fremde Klänge, die sich in der Harmonie des Lenauschen Verses zusammenfügen, augenscheinlich wäre ohne den Don Juan und ohne die Vier Jahreszeiten die Entwicklungsgeschichte deutscher Musik denkbar. Man stelle sich einmal Späßes halber den galizischen Polen vor, der Mickiewicz einen russischen Dichter nannte, weil er, in Litauen geboren, unter Nikolaus' Herrschaft lebte. Nur unter uns ist solcher Irrsinn, solche Ehrvergessenheit denkbar.

Würdig solchen Klanges ist der deutschösterreichische Widerklang. Ich habe in den Sozialistischen Monatsheften lange vor dem Krieg schon Deutschland

beschworen sich von der Habsburgischen Bankrotteurpolitik nicht mitreißen zu lassen, und ich habe hier auch mehrmals über die Verrätereien und Schnödigkeiten berichtet, die im Dienst der Hausmacht von Deutschösterreichern verbrochen wurden. Man kann nie genug darüber berichten, denn von all der Not, die jetzt die Deutschen Österreichs bedrängt, ist dies eine der Hauptquellen. Noch zur Stunde, trotz dem einstimmigen Beschluß der Nationalversammlung, der den Anschluß an Deutschland verkündet, sprechen nicht bloß klerikale sondern sogar führende liberale Blätter die schamlose Hoffnung aus, wie Rußland könnte sich auch Österreich-Ungarn wieder zusammenfinden. In christlichsozialen Versammlungen wird der haltlose, mit zwiefachem Verrat befleckte Schwächling Karl als Freund und Bringer des Friedens gepriesen. Doch auch mit dieser Selbstpreisgebung ist es noch nicht genug. Als Kramarz herrisch die Unterwerfung der Deutschböhmen heischte, war die Antwort, die aus der größten bürgerlichen Zeitung Wiens erklang, daß ihm in weinerlichem Ton vorgestellt wurde, wieviel prächtiger doch die Krönung Karls zum böhmischen König sich dargestellt hätte als die Proklamierung der tschechoslowakischen Republik, daß die Tschechen es in der Gewalt gehabt hätten sich zum führenden Volk unter den 50 Millionen Österreich-Ungarns zu erheben. Lieber möchten also Deutsche dieses Schlages unter tschechische Führung geraten als mit ihren Brüdern im Reich einen Staat der deutschen Einheit erbauen. Äußerste Zielsicherheit mit äußerster Rücksichtslosigkeit verbunden, kennzeichnet das Vorgehen der Tschechen, die mit allen Mitteln der Lockung und Gewalt auf die Unterjochung der Sudetendeutschen hinarbeiten. Auf die versprochene Aushilfe der Entente bauend verschwenden sie ihre nicht allzu reichen Vorräte, um durch Erhöhung der Rationen in ihren Städten ein Scheinbild des Wohllebens auszubreiten. Zugleich sperren sie für die Deutschen in den Sudetenländern und für Wien alle Zufuhren und Durchfuhren, lassen die Kohle auf den Ostrauer Halden in Brand geraten, um sie nur nicht nach Wien zu versenden, unterwerfen selbst den Brief- und Telegrammverkehr zwischen Wien und Nordmähren und Nordböhmen einer widerrechtlichen Zensur. Jeder Tag bringt Meldungen von Überfällen und gewaltsamen Besitzergreifungen deutscher Orte, von Verhaftungen und Vergewaltigungen Deutscher, denen ihr Bekenntnis zum deutschösterreichischen Staat als Hochverrat ausgelegt wird, als Hochverrat gegen den tschechoslowakischen Staat, dessen Hoheit über die deutschen Teile Böhmens, Mährens und Schlesiens weder rechtlich noch tatsächlich hergestellt ist. Gegenüber dieser Politik der Gewalt und Tücke behaupten sich die breiten Massen der deutschböhmischen und deutschmährischen Bevölkerung recht ehrenvoll. Unter den Fabrikanten und unter den Beamten, den bisherigen Trägern der sogenannten deutschnationalen Parteien, geht aber der Geist des Verrats und der Selbstpreisgebung um. Doch ist dies keineswegs ein rein moralisches Phänomen, auch hier wirken entscheidend politische Gründe mit. In den größten städtischen Zentren Böhmens und Mährens, in Prag, Brünn, Pilsen, leben sehr starke, wirtschaftlich sehr machtvolle deutsche Minderheiten. Diese, in der Diaspora wohnend, wissen sich auf jeden Fall der Herrschaft der Tschechen dahingegeben, und, von keiner höhern Idee des Nationalen geleitet, nur auf ihren Vorteil bedacht, wünschen sie ihre Stellung im Tschechenstaat zu verbessern, indem sie 3 Millionen deutscher Volksgenossen in das gleiche Schicksal der Knechtschaft hineinziehen. So macht denn die Prager und Brünner deutsche Presse

Stimmung für das Aufgehen der Deutschen im tschechischen Staat, und im gleichen Sinn arbeitet der Einfluß der Brünnner und Prager Kapitalistenkreise. Aber ist dies etwas anderes als, bloß ins Zerrbild gesteigert, die Widerspiegelung der nationalen Politik, wie sie das deutschösterreichische Bürgertum in seinem *österreichischen Patriotismus* auch bisher betrieben hat? War es nicht deren tiefster Sinn die Ziele und Zwecke des den Deutschen fremden Staates in deutsche Volksinteressen umzulügen und, statt das Volk vom Staat entschlossen loszulösen und auf sich selbst zu stellen, eine Scheinmacht auf Positionen aufzubauen, die, innerlich unhaltbar wie jene Brünnner und Prager Minderheiten, ihr trügerisches Dasein nur vergänglichen Konstellationen einer zwischen den Nationen schwankenden Staatspolitik verdanken? Und gilt dies bloß von den in Prag und Brünn wohnenden deutschen Kapitalisten? Haben sich nicht die einstigen Führer der österreichischen Industrie, die Herren der Eisen- und Kohlenwerke, deren Besitz nun fast völlig im Tschechenstaat liegt, am geschäftigsten erwiesen die auseinanderbrechenden Teile der Hausmacht zusammenzuleimen, als man den bundesstaatlichen Gedanken noch für aussichtsreich hielt? Und zugleich waren sie (und sind es bis zur Stunde) die wütendsten Gegner des Anschlusses an Deutschland. Sie gebärden sich eben nur noch als Deutsche, sind aber bereits Träger außerdeutscher Interessen. Desto verwunderlicher, daß sich noch immer von der fast völlig außer Landes geratenen Schwereisenindustrie die Motoren- und Maschinenfabrikanten Niederösterreichs und Steiermarks geistig beeinflussen lassen, obwohl diese kein höheres Anliegen haben können als durch die Angliederung an den deutschen Markt billigere Halbfabrikate und ein weites Absatzgebiet für Massenartikel zu gewinnen. Doch liegt dies nicht zum Teil an den geistigen Ausstrahlungen, die von den Banken ausgehen, die, eingerichtet auf den Kundenkreis einer Großmacht, nun plötzlich ihre Tätigkeit auf das karge Leben der Alpenländer einschrumpfen sehen? Das alles wehrt sich gegen Schicksale, die unabwendbar sind, statt mit klarem Sinn und raschem Anpassungsvermögen die Lebensmöglichkeiten der neuen gewandelten Welt zu erfassen.

Alle diese Unsicherheiten des Fühlens und Denkens haben jedoch ihre tiefste Ursache darin, daß der deutschösterreichische Staat für sich betrachtet eine geographische und wirtschaftliche Unmöglichkeit ist. Er zerfällt durch das dazwischengeschobene Tschechenland in 3 Teile; die nördlichen Gebiete, Deutsch Böhmen, Nordmähren und Schlesien, können das Hauptstück, die Alpenländer mit Wien, nur über tschechisches und reichsdeutsches Land erreichen. Doch auch die Alpenländer stellen keineswegs ein um Wien fest und sicher geordnetes Ganzes dar. Wien war die Hauptstadt von Österreich, ja im wirtschaftlichen Sinn Hauptstadt sogar des Gesamtreichs. Es war dies aber gutenteils dank einem Zentralismus, der alle Verkehrswege in Wien münden ließ, alle staatlichen Anstalten in der Residenz zusammenhäufte. Den geistigen und wirtschaftlichen Vorort Deutsch Österreichs bildete jedoch die Donaustadt keineswegs. Dazu liegt sie viel zu sehr am äußersten Ostrand des deutschen Sprachgebiets. Der Reichenberger und Aussiger blicken gesellschaftlich nach Dresden, der Innsbrucker und Salzburger nach München; Graz hat einen trotzig in sich geschlossenen Partikularismus entwickelt. Auch wirtschaftlich ist ein Teil der Alpenländer unmittelbarer an Bayern als an Wien gewiesen, wohin denn auch niemals eine stärkere Aus-

wanderung aus dem Alpengebiet gerichtet war. Die Wiener stammen zu zwei Dritteln aus den östlichen und nördlichen Teilen des einstigen Reichs und sind zu mehr als einem Drittel germanisierte Tschechen. Wenn also die Tiroler und die Salzburger mit dem Abfall Deutsch Österreichs drohen, so ist diese Gebärde freilich nicht sehr tragisch zu nehmen, auch nicht frei von der parteipolitisch klerikalischen Absicht, die sich gegen das *sozialistische* Wien kehrt; allein es ist darin in gewissem Maß doch auch die Rückspiegelung tatsächlicher Verhältnisse zu erblicken. Zwischen den knapp 4½ Millionen Deutschen der Alpenländer und den 2 Millionen Wiens waltet kein natürliches Verhältnis des Haupts und der Glieder; dieser unförmig große Kopf sitzt auf einem Leib, der ihn nicht tragen kann. Auch sind die wirtschaftlichen Blutbahnen Wiens nach ganz anderen Richtungen verlaufen. Da ist nichts, was sich zu einem organischen Ganzen gestalten ließe, kein lebendiges Wechselverhältnis der Ergänzung ist möglich. Die Alpenländer, deren karge Landwirtschaft nicht einmal die eigenen Bewohner nährt, die keine Kohle bergen, sind so wenig fähig Wien das Nötige zu liefern als ihr enger Raum den Schauplatz darstellt, auf dem eine Zweimillionenstadt sich wirtschaftlich betätigen könnte. Das deutsche Sudetenland endlich ist dem Wirkungskreis Wiens jetzt schon geographisch und verkehrstechnisch entzogen.

Deutsch Österreich als ein selbständiges Staatengebilde ist sonach die glatte Unmöglichkeit, es kann sein Dasein nur fortsetzen als Teil Gesamtdeutschlands. Wohin es nach der Geschichte und Kultur, nach dem Blut und Stamm seiner Bewohner gehört, ebendort weisen es auch die wirtschaftlichen Notwendigkeiten gebieterisch hin. Nur die Wirtschaftsmacht Großdeutschlands vermag die Wasserkräfte der Alpen technisch zu entfalten, nur Großdeutschland der Industrie Wiens und Deutsch Böhmens einen Wirkungskreis lebendigen, lebensfördernden Austausches zu eröffnen. Nur in Großdeutschland ist die Zweimillionenstadt, die unter den deutschösterreichischen zwerghaften Verhältnissen ein widersinniges Monstrum vorstellt, eingliederbar und bestandsfähig. Vollzieht sich indes der Anschluß Deutsch Österreichs an Deutschland, dann soll er unter den geographisch und verkehrstechnisch günstigsten Bedingungen vor sich gehen, das heißt die einzelnen Teile Deutsch Österreichs sollen dort ihre Vereinigung suchen, wohin sie nach ihrer Lage und den Unterbedingungen ihres Daseins gehören.

Was vom Standpunkt der Deutschösterreicher eine Unerläßlichkeit ist, schlichte und klare Bedingung des Daseins, das ist vom Standpunkt des Reichs freilich bloß ein großer Vorteil. Allein, es scheint, wie manche Deutschösterreicher die Vereinigung aller Deutschen in ein staatliches Ganzes noch nicht als den ihnen einzig offenstehenden Rettungsweg erkannt haben, so gibt es nicht wenige Reichsdeutsche, die den sich ihnen darbietenden Nutzen nicht entsprechend zu bewerten vermögen. Ich rede nicht von dem erweiterten Lebensspielraum, von der Einbeziehung der Alpen in das deutsche Gebiet, von dem Zuwachs von 10 Millionen Stammesgenossen: das sind erst rein quantitative Werte. Aber die Abrundung des deutschen Staatsgebiets zu der Form, in der es alle Volksgenossen umschließt, wäre eine Tatsache von schier unermeßlicher Bedeutung. Sie schüfe einen Zustand der Endgültigkeit und Befriedigung, der nationale Zielsetzungen der Außenpolitik mit all den sich daran knüpfenden Gefahren des Chauvinismus für

immer ausschaltete; nach außen aber verliehe die Vereinigung aller Deutschen ihrem Reich die bezwingende Logik eines naturgegebenen Verhältnisses, dessen Rechtsbeständigkeit jedem einleuchtet. Es ist unverkennbar, daß bloß solche durch ihre innere Logik getragenen Zusammengehörigkeiten die Bausteine für den Aufbau eines Völkerbunds bieten können, in dem alle Begehrlichkeiten schweigen sollen. Doch selbst denen, die an den Völkerbund nicht glauben wollen, muß sich die Erwägung aufdrängen, daß lediglich ein in allen seinen Teilen geeinigtes deutsches Volk sich gefahrlos aus dem Völkergeschiebe des Ostens herausheben wird. Man soll sich zwar durch das Gespenst der Balkanisierung nicht schrecken lassen. Das alte Österreich-Ungarn war der Balkan des ewigen Völkerhaders, der unauslöschlichen Kriegsursachen. Von den auf seinem Trümmerfeld sich aufrichtenden neuen Nationalstaaten haben zumindest der Tschechen- und der Südslawenstaat alle Bürgschaften geographischer Formbeständigkeit, wirtschaftlicher Lebenskraft und einheitlich verheißungsvoller Kulturentwicklung, Bürgschaften, die insgesamt dem lappenbunten Völkergemengsel der lothringischen Hausmacht abgingen. Doch welches Dasein könnte, zwischen diesen geschlossenen Nationalstaaten und Deutschland eingeklemmt, ein Deutsch Österreich fristen, in seiner unfertigen zerrissenen Gestalt, in seiner wirtschaftlichen Hilflosigkeit? Und würde seine gefährdete Lage nicht unausbleiblich Deutschland in bedenkliche Krisen mithineinreißen? Ein in sich geschlossenes, alle Deutschen umfassendes Reich hingegen wird von den Bildungsvorgängen des Ostens, wie immer sie ablaufen mögen, nicht mehr berührt. Es hat drüben politisch nichts mehr zu suchen als die Voraussetzungen für einen fried samen, gedeihlichen Austausch wirtschaftlicher und kultureller Werte. Den Schwerpunkt im Osten, den gesicherten Weg zur Adria konnte die Hausmacht suchen, für die Länder und Völker ohne Rücksicht auf ihre innere Zusammengehörigkeit nur Besitzstücke und Werkzeuge der nackten Gewaltpolitik und des Großmachtwahns waren. Ein Staat, der mit seinem Volk aus gleicher Wurzel gewachsen ist, hat an den Besiedelungsgrenzen der Nation zugleich die gegebenen Schranken seiner politischen Machtbestrebungen. Jenseits wohnen Völker, die auf geschlossenem Besiedelungsgebiet gleichfalls das Recht der Selbständigkeit wahren, in das störend einzugreifen jedem als Wahnwitz erscheinen muß, der aus eigener Erfahrung die unzerreißbaren inneren Zusammenhänge der Teile eines Volkes kennt.

Es ist das seltsame Schicksal des deutschen Volks, daß die Niederlage ihm die Einheit nahebringt, die es im Sieg seiner Waffen nie zu erreichen wußte, ja gegen die sich die verkehrte Bündnispolitik Deutschlands selbst wendete. Wird die Gunst des Augenblicks die planende Klugheit und die handelnde Kraft finden die Geburt des Zufalls zum Werk der Staatskunst reifen zu lassen? Bedrohlicher noch als die Abgunst der Entente steht dem die geistige Unvorbereitetheit in dem österreichischen und dem reichsdeutschen Teil des deutschen Volks entgegen, der schwärzgelbe Knechtssinn hüben und drüben, die Unfähigkeit nationale Interessen statt im engen Staatssinn in weitem und großem Kultursinn zu fassen. Es gilt das Erbe der Hohenzollern und der Habsburger und damit auch das Erbe Bismarcks zu liquidieren und die Nachlassenschaft des großdeutschen demokratischen Gedankens der Revolution von 1848 zur Erfüllung zu bringen.



MAX SCHIPPEL · SOFORT VERSTAATLICHEN?

MANCH einen wird die jüngste Erfahrung verblüfft haben. Denn bisher erschien die Vergesellschaftung, die Verstaatlichung, die Nationalisierung der Produktion (oder wie sonst noch die mehr oder weniger anfechtbaren Ausdrücke für die Aufhebung des Gegensatzes zwischen leitendem Produktionsmittelbesitz und ausführender Arbeit lauten mögen) als die unbedingte Kernforderung jeder endzielbewußten Klassenbewegung der Arbeiter, als das unverlierbare Wesentliche des Sozialismus überhaupt. Doch nunmehr haben wir, gleichviel, ob vorübergehend oder dauernd, die sozialistische Republik, überraschend frei von dem Druck und der Macht der alten Klassen des Besitzes. Und die erste eindringliche Kundgebung einiger unserer namhaftesten parteigenössischen Theoretiker und Praktiker, sehr oft gerade auf dem *radikalen* Flügel, besteht darin vor jeder umfassenden und plötzlichen Nationalisierung besorgt zu warnen.

Wenn Eduard Bernstein, obwohl zurzeit einer der Führer der Unabhängigen, sich gegen »sofortige konfiskatorische Gewaltmaßnahmen großen Stils« wendet, gegen bolschewistische »radikal schillernde Verordnungen«, gegen gewalttätige Eingriffe, die den Kapitalismus unschädlich machen sollen, während sie tatsächlich ihn im Gegenteil nur außerstande setzen »die wirtschaftliche Funktion zu erfüllen, die ihm durch die sozialistische Kritik unserer großen Meister zuerkannt ist«,¹⁾ so mag man in solcher zaghaften Bedenklichkeit vor dem ersten und letzten großen Schritt allenfalls einen bloßen revisionistischen Rückfall erblicken. Aber auch Karl Kautsky lehnte die durchgreifende sofortige Sozialisierung auf das allerentschiedenste ab: »In Bausch und Bogen alles für nationalisiert erklären und dann hinterdrein drangehen die Bedingungen dafür zu schaffen heißt das Pferd beim Schwanz aufzäumen, heißt ein Übergangsstadium schaffen, in dem kapitalistische Produktion nicht mehr und sozialistische noch nicht möglich ist, ein Stadium, in dem eine rationelle Produktion überhaupt nicht möglich ist. Es heißt vorübergehend die Produktion zum Stocken bringen. Eine solche Art Sozialismus gerade jetzt im Moment der Demobilisierung durchführen oder auch nur fordern hieße Deutschland in ein Tollhaus verwandeln.«²⁾

Und weiter war an den mehr zum praktischen Handeln berufenen Stellen die Auffassung kaum eine andere. Auf der Reichskonferenz am 25. November 1918 sprach Kurt Eisner gegen den ganzen Gedankengang der »Durchführung des Sozialismus im Augenblick der Zerrüttung«, und Scheidemann »unterstrich Eisners Ansicht, daß man im Augenblick der Zerrüttung nicht sozialisieren könne«. Den Tag darauf bekundete wiederum der Berliner Vollzugsrat »große Übereinstimmung mit den Eisnerschen Ansichten, vor allem über die Ablehnung weitgehender sozialistischer Experimente im gegenwärtigen Augenblick«. Selbst die programmatische Darlegung des preußischen Finanzministers Hugo Simon war in erster Linie ein Bremsversuch und jedenfalls das Gegenteil einer Aufmunterung sofort ans Werk und möglichst weit zu gehen: Man müsse sich »vor Überstürzung hüten«, »unsichere Unternehmungen« seien von vornherein außer Betracht zu lassen, »denn auf Experimente können wir uns nicht einlassen«. Selbst der ganze alte Grundgedanke an sich wird durch das peinliche Zugeständnis in Frage gestellt:

¹⁾ Siehe Bernstein Aufgaben der Revolution, in der Freiheit vom 22. November 1918.

²⁾ Siehe Kautsky Der Sieger im Weltkrieg, in der Freiheit vom 17. November 1918.

daß man noch keine Klarheit darüber besitze, »ob man nur das Eigentum dem Staate sichert und den Betrieb einem Vorbesitzer überträgt, oder ob man besondere Syndikate bildet, die unter Staatsaufsicht stehen.«³⁾

Spiegeln diese Dämpfungsversuche und Selbstbeschwichtigungen lediglich die so oft beklagte Angst vor der eigenen Courage von neuem wieder, auf einem Gebiet, das bisher noch am ehesten allen Zweifeln entzogen schien? Oder gelangt, wenn man nicht länger verantwortungslos in das Blaue hinein theoretisieren kann, wenn man sich vielmehr unausweichlich vor alle, auch die ungewollten und unwillkommenen tatsächlichen Wirkungen der eigenen Entschlüsse und Handlungen in beängstigende Nähe gedrängt sieht, eine klarere und lückenlosere Vorstellung der unentrinnbaren wirtschaftlichen Zusammenhänge notgedrungen zum Durchbruch? Findet vielleicht sogar eine längst vorbereitete, im stillen schon unerwartet weit fortgeschrittene geistige Umbildung, eine Verschiebung in der ganzen grundlegenden sozialpolitischen Anschauungsweise plötzlich in den erwähnten Abmachungen einen weithin deutlich sichtbaren Ausdruck? Von vielen der jüngsten politischen Überraschungen gilt bekanntlich ähnliches.



LN der Verstaatlichungsbewegung liefen längst mehrere, innerlich weit von einander abweichende, im Ernstfall sogar recht oft scharf gegensätzliche Bestrebungen, auch äußerlich ziemlich unverbunden, neben einander her. Schon daraus erklärt sich zur Genüge der, wie sich unschwer zeigen ließe, seit jeher immer wieder hervorbrechende Skeptizismus gegen die unklare, in Parteikreisen jedoch niemals ganz erloschene Begeisterung, die in jeder Verstaatlichung unterschiedslos den Sieg des gleichen Prinzips begrüßen möchte.

Konsequent sozialistisch-marxistisch war die Vergesellschaftung der Produktion gedacht als vollständige Beseitigung der trennenden Scheidewand zwischen der Verfügung über die immer gewaltiger sich ausreckenden Produktionsmittel und der Verfügung über die eigene bloße Arbeitskraft, als Aufhebung jeglicher Mehrarbeit für eine von dem Einzelarbeiter und der Arbeitergesamtheit getrennte Unternehmerpersönlichkeit und soziale Klasse, für irgendwelche abgesonderte Interessengruppe oder politische Organisation außerhalb des Arbeiterbereichs. Rein wirtschaftlich gesehen war die notwendige Folgewirkung, daß aller Produktionsertrag dem Arbeitseinkommen zufließen mußte, abgesehen von der Erhaltung und Erweiterung der ausschließlich vom Arbeiterinteresse bestimmten Produktion (und während einer längeren oder kürzeren Übergangszeit abgesehen von den Ablösungslasten zugunsten der ehemaligen Sonderbesitzer).

Eine zweite Richtung dagegen ging von wesentlich anderen Gesichtspunkten aus. Sie kehrte sich vor allem gegen die faux frais, die bedauerlichen und zum Teil geradezu ungeheuerlichen Kräftevergeudungen des freien Konkurrenzsystems. Um solche toten Kosten zu sparen, wollte sie das planlose Nebeneinander und Gegeneinander organisieren, am besten einheitlich-zentralistisch organisieren, verstaatlichen. Auch diese Verstaatlichung, als Beseitigung vermeidlicher Wirtschaftskosten, als Höhergestaltung und Vervoll-

³⁾ Siehe Reichsregierung und Vergesellschaftung, in der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 24. November 1918.

kommung der allgemeinen Produktion kann aus dem Arbeiterinteresse heraus verfochten und unterstützt werden. Die älteren Sozialisten waren bis zu einem gewissen Grad sogar die frühesten, anfangs noch allseitig angefeindeten Vorkämpfer dieses wirtschaftlichen Organisationsgedankens. Sie standen im heftigsten Ansturm gegen das bis dahin unantastbare Vorurteil: die kapitalistische Produktion, die damals noch ganz und gar mit dem fessellos freien Konkurrenzsystem zusammenzufallen schien, nicht nur als die bisher erreichte sondern als die in aller Zeit überhaupt erreichbare höchste Stufe der gesellschaftlichen Produktion anzustaunen und anzubeten. Sie schilderten deswegen die kräfteaussaugenden Verschwendungen und das verhängnisvolle Drunter und Drüber des überlieferten und herrschenden Systems in den leidenschaftlichsten Anklagen, und sie entwarfen mit Vorliebe zugleich Organisationsbilder einer vollendeten Wirtschaftszukunft, aus denen alle solche Mißbildungen nach Möglichkeit, bald mehr kritisch auflösend bald mehr phantasievoll neugestaltend, ausgemerzt waren.

Diese zweite Richtung braucht jedoch keineswegs mit den Anschauungen und Interessen der Arbeiter als eigenartiger Gesellschaftsklasse sich zu decken. Für Verstaatlichung des Grund und Bodens war stets eine ganze Reihe der geistig hervorragendsten Liberalen und bürgerlich Radikalen, vor allem in England: zu einem guten Teil in der offen ausgesprochenen Absicht den großen falschen Mehrwertsanteil der Grundrente unverkürzt dem noch größeren Sammelbecken der noch unersättlicheren Kapitalprofite zuzuleiten, ihn entweder unmittelbar in durchgängig höhere Profitrate sich umsetzen zu lassen oder ihn, in mehr mittelbarer Wirkung auf den Kapitalsertrag, für heutige, also vorwiegend kapitalistische Staatszwecke zur Verwendung zu bringen. Zur Verstaatlichung der Eisenbahnen und Kanäle, der Post und Telegraphie und des Fernsprechwesens trieb jederzeit eine Fülle der wichtigsten kapitalistischen Produktions- und Austauschinteressen vorwärts: Alle Produktionszweige, obwohl der eine loser und der andere enger in diese Zusammenhänge verflochten ist, gedeihen ja schließlich, gerade rein kapitalistisch beurteilt, um so ungestörter und hoffnungsvoller, je geregelter und durch seine Einheitlichkeit billiger der Güter-, Nachrichten-, Werte- und Personenverkehr sich abwickelt, der für die kapitalistische Entfaltung eine der allerersten Voraussetzungen bildet. (Gerade die sonst als reaktionär verschrien deutschen Schwerindustrien lieferten erklärlicherweise vor und unter Bismarck die unwiderstehlichsten Kerntruppen in dem Feldzug für die Verstaatlichung der Eisenbahnen, ähnlich wie neuerdings in den Kämpfen um den Mittellandkanal.) Bis auf einen ziemlich geringfügigen Bruchteil sind die Hauptverbraucher der Steinkohle die großen Verkehrsanstalten und Industrien, denen gegenüber der Haushaltverbrauch der mit Vorliebe so genannten Konsumenten recht bescheiden im Hintergrund bleibt. Die Verstaatlichung der Gruben, soweit sie eine weniger willkürliche und weniger teure Kohlenversorgung verspricht, liegt deshalb auch gewichtigen kapitalistischen Wirtschaftsinteressen stets überaus nahe, und sie könnte sich bei allzu großen Mißbräuchen des Syndikatsmonopols im Handumdrehen zu einer fast allgemeinen kapitalistischen Forderung auswachsen; die kapitalistische Allgemeinheit würde sich in solchem Fall ohne allzu viele prinzipielle Bedenken gegen eine übermächtige und durch ihre Übermacht schädliche kapitalistische Einzelgruppe zur Wehr setzen.

Verstaatlichung heißt freilich immer, also auch bei dieser zweiten wirtschaftspolitischen Richtung: Preisgabe des Prinzips der freien Konkurrenz. Aber kann man heute, im Zeitalter der Syndikate und Trusts, den freien unternehmungs-individuellen Wettbewerb noch immer als die Drehachse und das Schwungrad des ganzen kapitalistischen Getriebes bezeichnen und jede die Einzelunternehmung als Glied irgendwie sich einfügende, überragende Organisation einfach als eine dem Kapitalismus widerwillig aufgezwungene, ihm innerlich bis zur Todfeindschaft widerstrebende feindliche Gewalt ansehen wollen, womöglich als eine ausschließliche Errungenschaft des Arbeiterklasseninteresses? Ganz im Gegenteil, alle diese Nationalisierungen der zweiten Art haben mit der Aufhebung und sogar mit der Milderung des Gegensatzes zwischen Produktionsmittelbeherrschung und Arbeitskraft wenig oder nichts zu tun, sie stützen sich meist zugleich auf das Nichtarbeiter-element, und gar nicht selten ist gerade das kapitalistische Interesse hierbei die führende und durchschlagende Kraft. Hier unbesehen jeden Fortschritt der Verstaatlichungspolitik als den Triumph eines besondern Arbeiterklasseninteresses, als Niederlage und Niederwerfung eines arbeiterfeindlichen Systems aufzunehmen wäre nicht nur eine seltsame Verballhornung des ursprünglichen und jederzeit grundmaßgebenden sozialistischen Gedankens sondern unter Umständen sogar eine grobe Verkennung der besonderen Klasseninteressen der Arbeiter.

Eine dritte Gruppe der Verstaatlichungsforderungen braucht nicht ausführlicher behandelt zu werden. Sie steht außerhalb rein wirtschaftlicher Erwägungen. So, wenn man finanzpolitisch sich dahin schlüssig wird, daß ein Steuerertrag reichlicher und bequemer durch ein Monopol als durch die Überwachung von zahlreichen, vielleicht zahllosen widerspenstigen und feindlichen Einzelbetrieben zu beschaffen ist. Oder wenn eine hygienische und humanitäre Bewegung wie die Alkoholbekämpfung die Frage aufwirft, ob man durch staatlichen oder gemeindlichen Schankbetrieb einem Hauptsitz des Übels nicht viel besser und gründlicher beizukommen vermag als durch noch so ausgeklügelte und tiefgreifende Einschränkungen und Strafvorschriften gegen den im übrigen gewerbefreiheitlichen Ausschank. Oder wenn man von der privaten, nur nach Profitrücksichten geleiteten Rüstungsindustrie frieden gefährdende Treibereien ausgehen sieht und lediglich zu deren Zurückdämmung die Verstaatlichung befürwortet. Hier erlischt meist jeder unmittelbare Zusammenhang mit dem klarbestimmten Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, und Arbeiter können hier so gut wie andere Bevölkerungsschichten und soziale Produktionsgruppen bald auf der Seite bald auf der Gegenseite solcher Absichten zu finden sein.

Die Verstaatlichung an sich ist kein Sozialismus im ersterwähnten Vollsinn des Wortes.

WENN unsere Halb- und Ganzbolschewisten jetzt nach raschen Verstaatlichungsknalleffekten haschen, haben sie sich den Unterschied zwischen wirklich sozialistischer und anderer Nationalisierung (schon das Wort müßte eigentlich jeden Kienthaler schrecken!) genügend zum Bewußtsein gebracht? Kann, wie die Dinge augenblicklich liegen, plötzlichen Enteignungen irgendwelche dauernde Bedeutung im ersten sozialistischen Sinn beigemessen werden?

Es ist bezeichnend, daß man bei einem Versuch die expropriationsreifen Produktionszweige zu nennen von vornherein meist auf Gründe der zweiten Richtung zurückgreift. So äußerte sich der genannte unabhängige Vertrauensmann im preußischen Finanzministerium:

»Oberstes Ziel muß sein bisher irrationelle Arbeiten durch ein wohlüberlegtes System zu ersetzen. Das ist übrigens keineswegs eine rein sozialistische Forderung. Wir können uns den Luxus der bisherigen verschwenderischen Arbeit nicht mehr leisten. . . Oberstes Ziel muß sein die Produktion so sehr wie möglich zu steigern und zugleich strengsten wirtschaftlichen Anforderungen zu genügen. . . Ich denke in erster Reihe an eine großzügige Reform der Bodenverteilung, ferner zum Beispiel an die rationellere Ausnutzung der Zementindustrie, der Ziegeleien und dergleichen, von der der gesamte Baumarkt den größten Nutzen haben wird.«

Das letzte und noch vieles Ähnliche ist in der Tat so wenig eine spezifische Arbeiterklassenforderung, daß die Anregung längst vorher, und zwar am wirksamsten, aus ganz anderen Kreisen gekommen ist. Das übrige aber (allem voran gerade die Bodenverteilungsreform) ist im Wirrwarr und unter den Schwierigkeiten der Demobilisierung und Übergangswirtschaft von so zweifelhafter Möglichkeit oder vielmehr: von so unzweifelhafter Gefährlichkeit und Schädlichkeit, daß jede täppische Überstürzung das Berechtigte an der unaufhaltsamen großen Sozialisierungsbewegung, die seit langem begonnen hat und die normalerweise weiter anschwellen wird, nur diskreditieren und damit die ganze Bewegung für die Zukunft nur schwächen kann. Verwarnte sich doch ganz zu der gleichen Zeit der unabhängige Vertrauensmann im preußischen Landwirtschaftsministerium seinerseits sogar dagegen, daß die deutsche Sozialdemokratie überhaupt bereits eine genügend sichere und tragfähige Grundanschauung für die finanzministeriell angekündigten plötzlichen agrarpolitischen Versuche besitze:

»Aufteilung würde uns diametral von unserm sozialistischen Ideal entfernen, könnte in absehbarer Zeit aus praktisch-technischen Gründen auch nicht vorgenommen werden. Wir sind der Überzeugung, daß dem sozialistischen Großbetrieb die Zukunft gehört, aber nicht überhaupt davon der Weisheit letzten Schluß zu besitzen. . . Wie nun, wenn wider Erwarten der Kleinbetrieb sich wirtschaftlicher gestaltete und der sozialisierte landwirtschaftliche Großbetrieb dauernd große Staatszuschüsse erforderte? Dann müßten wir wieder abbauen, und der Sozialismus hätte auf dem Gebiete der Landwirtschaft eine Liquidation zu vollziehen.«⁴⁾

Hier und da bei zufällig glücklichem Griff vielleicht aufzuraffende Einzelbetriebe und selbst ganze Berufszweige bringen uns aber dem sozialistischen Endziel: möglichstem Zusammenfallen von Produktionsmittelbesitz und Arbeiterklasse, von allgemeinem Produktionsertrag und allgemeinem Arbeitseinkommen (mit den früher genannten notwendigen Einschränkungen), in keiner Weise näher. Denn wollte man, wie es als Absicht aus einigen unreifen, dunklen Anläufen herausleuchtet, den einzelnen aufgegriffenen Betrieb seinen bisherigen oder künftigen Arbeitern als deren eigene Einkommensquelle überlassen, so wäre diese ganze neueste Errungenschaft gleichgültig für die Arbeiter als große millionenköpfige Klasse; oder vielmehr, es wäre für sie klassenschädlich, weil aus ihren eigenen Reihen sich privilegierte, sonderbegünstigte Schichten lösen würden. Wollte man den in Frage kommenden Ertrag aber der Gesamtheit aller *nationalen* Arbeiter zuweisen, so würde man (selbst den Fortbestand der alten Produktionsleistungen und Überschüsse vorausgesetzt) sehr bald über den geringen Einfluß solcher Tropfen für ein Meer von öffentlichen Ansprüchen staunen. Was die vielbewunderte

⁴⁾ Siehe Hofer Sozialismus und Landwirtschaft, in der Freiheit vom 24. November 1918.

große Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in den letzten Friedensjahren als Dividende verteilte, kommt gerade der einen Zündwarensteuer des selben Zeitraums gleich, und der Reingewinn der Deutschen Bank kann sich mit dem gleichzeitigen Reichsstempelerslös für Grundstücksübertragungen noch lange nicht messen. Und dies sind alles Steuern, von denen man, im Vergleich mit anderen Staatseinnahmen, kaum spricht.

Wollte man schließlich mit der mittelbaren Einwirkung von nationalisierten Betrieben auf die Hebung der gesamten Arbeiterverhältnisse rechnen, so hat der unmittelbare Einfluß, den sich Gewerkschaften und Gesetzgebung auf diese Gesamtheit erschlossen haben, soeben wieder seine viel wuchtigere Kraft erwiesen. Von ein paar neunationalisierten Betrieben und selbst Berufszweigen hätten niemals für die überwältigende Mehrheit der Arbeiter, für die Arbeiter als große Einheit, für das Proletariat als breiteste gesellschaftliche Klasse, der Achtstundentag, und zwar mit gesichertem Vollohn, der konstitutionelle Fabrikbetrieb, der allgemeine paritätische Arbeitsnachweis und alles weitere ausgehen können, wie dies den Gewerkschaften in ihrer Vereinbarung mit den größten ausschlaggebenden Arbeitgeberverbänden zugestanden werden mußte. In dieser Richtung liegen also auch vorerst die weiteren wirksamsten Annäherungen an das letzte sozialistische Ideal: Das einseitige Übergewicht des Produktionsmittelbesitzes sinkt, die Stellung der Arbeitskraft steigt. Von großen gewerkschaftlichen Erfolgen und Schöpfungen der jüngst angebahnten Art gilt dies letzte ganz zweifellos viel mehr als von der plötzlichen Stegreif- und Handstreichnationalisierung. Sie umschließen also in Wirklichkeit viel mehr Sozialismus als die knatternde und feuerwerkernde Enteignungspolitik eines unreifen, selbstvergnüglien obenaufschwimmenden Wortradikalismus.

Wenn schellenlaute Toren dieses wirkliche, weil wirklichkeitsumgestaltende Endzielstreben kaum zu sehen vermögen und sich dafür in einen geistig und politisch gleich hilflosen Formalsozialismus des Verstaatlichens und Nationalisierens verlieren, so haben wir uns am Ende mit der Zeit daran gewöhnt: denn neu war uns in dieser Beziehung weder der Bolschewismus in Rußland noch seine Nachäffung in Deutschland. Aber die nationale Produktion (national, weil ohne ihren vielgegliederten und doch organisch einheitlichen Aufbau das höherentwickelte Leben eines großen Volkes ganz undenkbar ist) wird sich niemals an die angedrohten und zum Teil bereits in Gang gebrachten Eingriffe eines theoretisch verstiegenen und praktisch ungeschulten Dilettantismus gewöhnen. Am Kreuzweg der Verstaatlichungsfrage wird die junge Freiheit zu wählen haben, ob ihre Bahnen endgültig nach aufwärts oder nach abwärts gehen.

ROBERT SCHMIDT - DIE STELLUNG DER GEWERKSCHAFTEN ZUM AUFBAU DER INDUSTRIE

RIESENGROSS sind die Anforderungen, die auf volkswirtschaftlichem Gebiet bei der Neuordnung der völlig darniederliegenden Industrie an uns herantreten. Schon vor Monaten hat die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands der Regierung formulierte Grundsätze für die Entlassung der Heeres Teilnehmer und den Wiederaufbau der Industrie übermittelt. Manches von

dem, was sie damals verlangte, ist mittlerweile überholt, im wesentlichen bleiben aber die Forderungen noch maßgebend, die in jener Denkschrift aufgestellt wurden. Überholt ist manches deshalb, weil man damals nicht an einen Aufbau aus einem wüsten Chaos heraus dachte sondern mit den gewohnten geregelten Verhältnissen rechnete. Zunächst setzte man ein Kriegsende voraus, das eine planmäßige Entlassung der Heeresteilnehmer möglich machte. Sodann nahm man an, daß unserm Handel mit dem Ausland die Wege geöffnet sein würden und dadurch die Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen geregelt werden könnte. Vielleicht wird eine solche Einfuhr, wenn auch in beschränktem Umfang, bald freigegeben werden. Für die allernächste Zeit bleibt es immerhin unsicher, wie weit wir unsere Verbindungen mit dem Ausland wieder anknüpfen können. Damit sind die Schwierigkeiten ungeheuer gewachsen, die schon bei einer geordneten Überleitung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft bestanden hätten, und von Tag zu Tag türmen sich neue gewaltige Hindernisse auf.

Politisch droht dem jungen Volksstaat dadurch eine sehr ernste Gefahr, daß der zentralen Gewalt durch örtliche, planlose, für die Entwicklung unserer Volkswirtschaft geradezu schädliche Maßnahmen entgegengearbeitet wird. Die Zerrissenheit, die Deutschland vor 1871 zu beklagen hatte, steht als drohendes Gespenst wieder vor uns, und die Frage erfüllt uns mit tiefer Sorge, wie unter solchen Umständen der Aufbau der Industrie, die Wiedergewinnung wirtschaftlicher Macht ohne abermalige schwere Erschütterungen möglich sein wird. Dazu gesellen sich die Eingriffe in die Lebensmittelversorgung, die die Anordnungen der Zentralleitung durchkreuzen und hemmen.

Nicht mit Unrecht ist von den Vertretern der deutschen Gewerkschaften während des Krieges wiederholt darauf hingewiesen worden, daß eine Niederlage Deutschlands wirtschaftlich von den schwersten Folgen für die deutsche Arbeiterschaft sein müsse. Dennoch darf die deutsche Gewerkschaftsorganisation dem harten Schicksal, das jetzt über unser Volk hereinbricht, nicht ratlos gegenüberstehen, sie muß vielmehr versuchen zu retten, was zu retten ist.

Für den inländischen Markt ist der Bedarf an industriellen Erzeugnissen ungeheuer groß, denn alle unsere Warenlager sind geleert, die Ansprüche waren aber nur unter dem Zwang des Krieges zurückgestellt worden. Zahlreiche Industrien werden, soweit sie ihren Rohstoffbedarf im Inland decken können, deshalb imstande sein ihren Betrieb bald in vollem Umfang wieder aufzunehmen. Anderen Gewerbebezügen, die ihr Rohmaterial sonst aus dem Ausland beziehen, werden vorläufig die erheblichen Bestände der Militärverwaltung die Aufnahme der Arbeit, in beschränktem Maß wenigstens, gestatten. Von großer Wichtigkeit ist nun eine weitere gleichmäßige Versorgung der Industrie mit Rohstoffen und deren möglichst gleichmäßige Verteilung. Wollten wir bei der Rohstoffversorgung jetzt den freien Handel uneingeschränkt walten lassen, so kämen wir durch Überbietung bald zu enormen Preissteigerungen und bei der Ungleichmäßigkeit der Verteilung zu ganz regelloser Beschäftigung in den Betrieben. Das widerspräche in hohem Grad dem Interesse der Arbeiter, das eine gleichmäßige Wiederaufnahme der Arbeit erheischt. Es muß daher Einspruch dagegen erhoben werden. Auch darum, weil wir so rasch wie denkbar versuchen müssen nicht

allein unsern Inlandsmarkt zu versorgen sondern auch dem Export wieder aufzuhelfen. Es genügt auf die Tatsache hinzuweisen, daß wir nach annähernder Schätzung im nächsten Jahr für die Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen eines Kredits von 6 bis 8 Milliarden Mark aus dem Ausland bedürfen. Diese Verpflichtungen können wir nur ausgleichen, wenn es uns recht bald gelingt unsern Ausfuhrhandel wieder in Gang zu bringen.

Einer Sozialisierung der Betriebe stehen die Gewerkschaften mit der größten Sympathie gegenüber. Handelt es sich doch dabei um ein Gebiet, auf dem sie sich besonders betätigen können. Es wird zunächst nötig sein die Möglichkeit der Verstaatlichung für die einzelnen Industriezweige zu studieren und die Stellung der Arbeiter im Betrieb nach vernünftigen sozialpolitischen Grundsätzen zu regeln. In der erstgenannten Frage wird man sich denen anschließen müssen, die von jedem überhasteten Eingreifen in unser Wirtschaftsleben abraten. Auch in den Betriebszweigen, in denen die Verstaatlichung zunächst in Aussicht zu nehmen wäre, darf sie keineswegs übereilt sondern erst nach sorgfältiger Vorbereitung und eingehender Prüfung aller Verhältnisse in die Wege geleitet werden. Einfacher gestaltet sich die Sache dort, wo bedeutende Vorarbeiten bereits geleistet sind. So ist für das wichtige Branntweinmonopol bereits ein umfangreicher Gesetzentwurf vom Reichstag verabschiedet worden; im einzelnen mögen noch einige Korrekturen notwendig sein, im ganzen bietet das Gesetz aber eine durchaus brauchbare Grundlage. Das gleiche wäre von einem Petroleummonopol zu sagen, für das ebenfalls Vorarbeiten unternommen, wenn auch noch nicht zum Abschluß gekommen sind. Aktuell wird auch die Frage des Getreidemonopols. Hier besteht bereits eine Organisation, die für seine Durchführung Verwendung finden kann. Ferner wird zu erwägen sein, ob man nicht auch die Einfuhr verschiedener wichtiger Genußmittel wie Kaffee, Tee, Kakao vollständig monopolisieren könnte, was leicht durchzuführen wäre. Ich erwähne diese Einzelfragen nur andeutungsweise; ihre eingehende Besprechung ist im Rahmen dieses Artikels nicht möglich.

Die Stellung der Arbeiter wäre bei der Sozialisierung der Betriebe nach einheitlichen Grundsätzen zu regeln; das heißt, sie müßte die gleiche in Staats- wie in Privatbetrieben sein. Das, was die Arbeiter- und Soldatenräte auf diesem Gebiet unternommen haben, deutet auf sehr viel guten Willen, ist aber, bis auf die Fälle, in denen sie sich auf die Erfahrungen der Gewerkschaften stützen, praktisch nicht verwertbar. Größere Bedeutung wird die Vereinbarung beanspruchen dürfen, die die Generalkommission der Gewerkschaften mit den einflußreichsten Unternehmerverbänden getroffen hat. Auch die Unternehmerverbände haben nunmehr anerkannt, daß in der gegenwärtigen Zeit der bisher von dem Arbeitgeber festgehaltene Herrenstandpunkt ein schweres Hindernis für den Aufbau der Industrie bilden würde. Wollen wir unsere Industrie bis zur höchsten Leistungsfähigkeit entwickeln und die Produktivität der Arbeit bis zum Höchstmaß steigern, so muß das gegenseitige Rechtsverhältnis der beiden großen sich gegenüberstehenden Interessengruppen im freien Arbeitsvertrag geregelt werden. Wohl könnten die Vorgänge der jüngsten Zeit, die ersten Arbeitsstörungen besonders im Bergbau, die Hoffnungen auf diese Regelung durch freien Arbeitsvertrag herabdrücken; doch ist anzunehmen, daß recht bald ruhige Überlegung auch dem Arbeiter sagt, daß durch planlose Arbeitsein-

stellungen unserer Volkswirtschaft nicht aufgeholfen sondern das Unheil nur vergrößert werden kann.

Die Vereinbarung der Gewerkschaften mit den Unternehmern gibt im wesentlichen kurz in 12 Punkten formuliert die Unterlage für eine sozialpolitische Ordnung der Stellung des Arbeiters und Angestellten im Betrieb. An der Spitze steht die Anerkennung der Gewerkschaften, die Freiheit der Koalition: zwei Dinge, um die die Gewerkschaften vor dem Krieg lange und immer wieder kämpfen mußten, bis sie ihren Rechtsanspruch durchsetzten; die Unternehmerverbände hatten gerade darin früher stets jedes Zugeständnis abgelehnt. Die Frage der gelben Gewerkvereine ist mit einem Schlag in ein anderes Stadium getreten. Sie werden künftig weder mittelbar noch unmittelbar von den Unternehmern Unterstützung erhalten. Das ganze Tarifvertragswesen mit Einigungsämtern und Schlichtungsausschüssen kommt in die Vereinbarung hinein. Die Bedeutung dieser Zugeständnisse wird man sich klarmachen können, wenn man erwägt, mit welcher Entschiedenheit von der andern Seite bisher für die Großindustrie jede tarifliche Regelung abgelehnt wurde. Die Konzession, die mit der Zustimmung zum Achtstundentag gemacht wird, ist für unsere gesamte Arbeiterschaft von ganz enormer Bedeutung; ganz abgesehen davon, daß wir hoffen dürfen, der Achtstundentag werde, wie durch die Anordnung der gegenwärtigen Regierung, so künftig auch durch Gesetz Anerkennung finden. Die Regelung des Arbeitsnachweises, seine paritätische Verwaltung durch beide Interessentengruppen bringt die Erfüllung einer Forderung, über die unendlich viel gestritten wurde. Das Zugeständnis, daß die aus dem Heeresdienst zurückkehrenden Arbeiter wieder an ihre alte Arbeitsstelle einrücken, bedeutet ein Entgegenkommen gegen diejenigen, die an der Last des Krieges am schwersten zu tragen hatten. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Zusammenarbeit, die sich in den großen Unternehmerverbänden der Industrie ganz unmittelbar unter dem Eindruck der gegenwärtigen Situation durchgesetzt hat, übte auch einen Einfluß auf die Unternehmerverbände der Landwirtschaft aus. Auch sie kamen zu einer Verständigung mit den Landarbeiterorganisationen; es wurden Vereinbarungen getroffen, die vor kurzem noch undenkbar schienen. In dem Aufruf zur Wahl von Bauern- und Landarbeiterräten liegt eine Konzession an die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Arbeiter, wie sie in den Kreisen der landwirtschaftlichen Unternehmer bisher unbekannt war. Wurde diese Organisation auch hauptsächlich zum Zweck der Erfassung der Nahrungsmittel für die kommende Zeit ins Leben gerufen, so ist doch zu hoffen, daß aus jenen Vereinbarungen sich auch für die Zukunft eine verbesserte soziale und rechtliche Stellung der Landarbeiter entwickeln wird. Durch die Aufhebung der Gesindeordnung hat die Regierung nach dieser Richtung schon einen entscheidenden Schritt getan.

Wenn den jetzigen Vereinbarungen in der weitem Folge erst der notwendige Inhalt gegeben ist, dürfen wir sicher sein, daß die Gewerkschaften einer Entwicklung entgegengehen, die sie weit über die Machtposition hinaushebt, die sie vor dem Krieg innehatten. Niemand kann darüber im Zweifel sein, daß auch künftig noch Differenzen bestehen werden, aber zum Austrag solcher Differenzen existiert dann eine ganz andere Grundlage, und mit der Anerkennung der Gewerkschaften wächst ihr Einfluß als Vertretung der Arbeiter und Angestellten. Dabei ist andererseits zu erwarten, daß für

die schwierige kommende Zeit, in der es sich darum handelt das gestörte Getriebe der Industrie wieder aufzurichten, die Arbeiter bei ihren Forderungen auch Rücksicht auf unsere Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt nehmen werden. Insbesondere wird bei den Friedensverhandlungen Wert darauf zu legen sein, daß bis zu einem gewissen Maß sozialpolitische Forderungen in gleicher Weise für alle Industriestaaten Geltung gewinnen. Dadurch würde auf dem Weltmarkt eine unsolide Konkurrenz ausgeschaltet werden, die auf Grund niedrigerer Arbeitslöhne und uneingeschränkter Ausbeutung der Arbeitskraft einen Vorsprung vor den Erzeugnissen der Länder gewinnt, die gewisse Mindestforderungen für die Arbeiter angenommen haben. Ein Völkerbund, der sich der Lösung dieser Aufgabe widmen soll und sie wirklich ernst und praktisch durchzuführen strebt, könnte viel dazu beitragen die nationalen Gegensätze, die sich aus wirtschaftspolitischen entwickelten, zu mildern und allmählich auszugleichen. Und dann wären wir einem freien Wettbewerb, der nur noch durch das Geschick und die Intelligenz eines jeden Volkes bestimmt wird, erheblich nähergerückt.

FELIX LINKE · DER TUNNEL UNTER DEM KANAL

MEERE und Meeresarme zu untertunneln ist nicht ein so neuartiges Wagnis, wie so viele jetzt meinen, da durch den Weltkrieg der Plan des Tunnels Dover-Calais wieder greifbare Gestalt gewonnen hat. Das beweisen die Untergrundbahntunnels in New York. Nur sind die neuen Pläne erheblich kühner, da es sich hier um die Untertunnelung breiter Meeresarme handelt. Neuerdings sind Tunnelprojekte auch für die Straße von Gibraltar, den Sund zwischen Skandinavien und Dänemark und den englischen Kanal aufgetaucht, die energisch betrieben werden. Aber gerade der Plan der Untertunnelung des Ärmelkanals ist schon seit langem vorbereitet, ja, wie nur sehr wenige wissen, bereits seit Jahrzehnten in Angriff genommen. Auch ist schon eine Reihe von Arbeiten darüber erschienen.¹⁾

Ein erster Plan stammt aus dem Jahr 1854. Er war von Thomé de Gamond, einem französischen Ingenieur, entworfen. 1866 legte Gamond neue Projekte vor, die 3 Jahre später zur Einsetzung eines englisch-französischen Ausschusses von 6 Mitgliedern führten. 1872 wurde eine englische und im August 1875 eine französische Gesellschaft gegründet, die den Bau nach dem von dem Ausschuß bestimmten Plan auf der englischen und der französischen Seite beginnen sollten. Die englische Gesellschaft wandte 1 200 000 Mark auf, und zwar für die Voruntersuchungen und für den Bau von 2 Versuchsstollen, die von 2 in den Shakespeareklippen niedergetriebenen Schächten ausgingen. Die französische Gesellschaft gab 1 600 000 Mark aus; sie stellte einen 2,1 Meter weiten, 1840 Meter langen Versuchsstollen her. Beide Gesellschaften hielten die Anlagen und Maschinen gut instand. 1882 aber trat die englische konservative Partei dem Bau mit allen Mitteln entgegen, so daß er unterbrochen werden mußte. Auch 1906 widersetzten sich die Konservativen der Wiederaufnahme der Arbeiten, weil sie von der Existenz des Tunnels

¹⁾ Siehe Kanaltunnel zwischen Dover und Calais, in der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, 1917, Seite 321 ff., Wirtschaftlichkeitsberechnung für den Kanaltunnel Dover-Calais, ebenda, 1918, Seite 490 f., Kanaltunnel zwischen Dover und Calais, ebenda, 1918, Seite 231, Englands Stellung zum Kanaltunnelplan nach den Erfahrungen des Ubootkrieges, ebenda, 1918, Seite 313 ff.

militärische Gefahren befürchteten. Dennoch ruhte der Plan nicht, und der Krieg beschleunigte seine Wiederaufnahme.

Der frühere Chefingenieur der französischen Nordbahn Albert Sartiaux arbeitete neue Pläne aus, nach denen nun der Bau vor sich gehen soll. Es wurden von neuem geologische Aufnahmen gemacht, die die früheren Ergebnisse bestätigten. Danach besteht der Kanalgrund aus einer von Kieselsteinen durchsetzten Kreideschicht, die auf einer Schicht Ton liegt. Darunter lagert eine gleichmäßige, 60 Meter dicke Schicht aus tonhaltiger Kreide, die völlig wasserdicht ist. Man will den Tunnel möglichst nur in diese Schicht verlegen. Seine tiefste Stelle würde 108 Meter unter dem Meeresspiegel liegen.

Der Tunnel soll in der Form zweier getrennter Röhren erbaut werden, die in 15 Meter Entfernung parallel neben einander herlaufen und durch Querschläge verbunden sind. Jede hat einen kreisförmigen Querschnitt von 5,9 Meter Durchmesser und 53 Kilometer Länge. In jeder Röhre liegt ein Gleis, darunter der Entwässerungstollen. Um diesen möglichst kurz zu machen, erhält der Tunnel in der Mitte einen Rücken, so daß von dort aus das sich ansammelnde Sickerwasser nach beiden Seiten abläuft. Erst von den Endstellen dieser geneigten Tunnelstrecken beginnen die beiderseitigen Entwässerungstollen, die ihr Niveau nach den Seiten zu weiter etwas neigen, weil das Sickerwasser bis zur Küste geleitet und dort aus den dafür angelegten Schächten abgepumpt werden soll. Die beiden Tunnelröhren werden in Abständen von etwa 10 Kilometer mit dem Entwässerungstunnel verbunden. Die von Paris kommende Bahnlinie nach Calais hat bei Marquise, das etwa 10 Kilometer von der Küste entfernt liegt, eine Abzweigung, die hinter diesem Ort alsbald in den Tunnel eintritt. Der Tunnel läuft genau nördlich schräg auf die Küste nach Calais zu und tritt bei Sangatte unter das Meer. Zwischen Sangatte und Calais ist der Ausgangsschacht für die französische Entwässerungsseite. Der Bahntunnel wendet sich dort und läuft fast westlich bis etwa 10 Kilometer vor Dover, macht unter den Shakespeareklippen eine Biegung und läuft mit einer Kehrschleife nach Dover und London. Der Entwässerungstunnel der englischen Seite geht nach Saint Margaret, ungefähr 6 Kilometer nördlich von Dover an der Küste. Der Bahntunnel hat seine größte Neigung mit 1:100 beim Aufstieg zur französischen Küste. Er endet dort ebenso wie bei Dover in 17 Meter Höhe über dem Meer. Der Tunnel selbst ist 53 Kilometer lang.

Die Untersuchungen haben ergeben, daß das gesamte Sickerwasser im Tunnel in der Minute 120 Kubikmeter betragen wird, also viel weniger als bei vielen tiefen Bergwerken Europas. Der erste Tunnelabschnitt auf der Seite von Calais wird durch den schon vorhandenen Schacht entwässert, der andere Teil unter der Meerenge durch den besondern Entwässerungstunnel, der zuerst vorgetrieben werden soll. Von ihm aus werden dann 3 Stollen bis zum Haupttunnel gebohrt, von dem die Abschnitte des Bahntunnels weitergeführt werden, so daß der Ausbruch durch den Entwässerungstunnel herausbefördert wird. So hat man es durch ständige Bohruntersuchungen in der Hand den Lauf des Bahntunnels zu ändern und so zu legen, daß er immer in der erwähnten Erdschicht bleibt. Der Bau wird nicht ganz leicht sein. Denn mit dem geplanten Vortrieb von 6 Kilometer im Jahr sind etwa 4400 Tonnen Ausbruch täglich herauszubefördern. Dazu braucht man allein hin und her

100 Züge einer Bahn von 60 Zentimeter Spurweite. 1200 Arbeiter müssen täglich ein- und ausfahren. Diese Massen können nur in einem sehr geräumigen Schacht bewältigt werden. Das Abteufen dieses Schachts ist auf französischer Seite schwierig; man wird dazu wahrscheinlich eine Kombination von Druckluft-, Spritz- und Gefrierverfahren anwenden müssen. Man rechnet auf den Vortrieb des Entwässerungstunnels bis zur Kanalmitte 3 Jahre. In dieser Zeit wird der Bahntunnel von 4 Stellen aus in Angriff genommen; er soll in 5 Jahren fertig sein. In ganz ähnlicher Weise will man beim Bau des englischen Tunnelteils vorgehen.

Die Kosten des Baus sind auf 5 Millionen Mark für den Kilometer veranschlagt. Das ist außerordentlich hoch und verlangt natürlich eine sehr starke Ausnutzung des Tunnels, wenn dieser sich verzinsen soll. Man rechnet mit einer täglichen Belastung von 144 Zügen zu 1600 Tonnen, so daß 230 000 Tonnen befördert werden können. Bei Veranschlagung der Tunnelkosten des englischen Teils auf 127 und des französischen Teils auf 139 Millionen Mark, insgesamt aber auf 308 Millionen Mark rechnet man auf eine Verzinsung von 5 bis 7 %. Es ist natürlich zu erwarten, daß die Verkürzung des Weges zwischen London und Paris um 5½ Stunden, die der Tunnel bringt, eine starke Erhöhung des Verkehrs entwickeln wird, zumal, da zweimalige Umladekosten erspart werden. Für den Betrieb im Tunnel kommt selbstverständlich nur Elektrizität in Frage, besonders auch wegen der wechselnden Gefällsverhältnisse, denen man sich auf anderm Weg gar nicht anzupassen vermag. Zwei Gruppen 300pferdiger Ventilatoren sollen, abgesehen von der ständigen Durchlüftung durch die durchfahrenden Züge, im Tunnel für gute Luft sorgen. Die Kraft dieser Ventilatoren soll so groß sein, daß sie die gesamte Tunnelluft in 3 Tagen erneuern können.

Für das ganze Projekt ist auch eine eingehende Wirtschaftlichkeitsberechnung veröffentlicht worden. Ihr liegen folgende Zahlen zugrunde: Nach dem Ausweis des Jahrzehnts 1903 bis 1913 betrug die jährliche Steigerung des Ausfuhrwerts von Frankreich nach England 2,1 %; für die Ausfuhr nach Deutschland übrigens beträgt diese Steigerung 6,9 %, für die nach Belgien 7,5 %. Für die Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen Frankreich und England bleibt also noch ein weites Feld. Der Güteraustausch zwischen Frankreich und England betrug im Jahr 1911 12,5 Millionen Tonnen. Davon waren 10,2 Millionen Tonnen englische Brennstoffe, und zwar fast nur (90 %) Steinkohle, der Rest bestand hauptsächlich aus französischen nach England verschifften Lebensmitteln. Der Personenverkehr zwischen Frankreich einerseits, Belgien und den Niederlanden andererseits betrug 1911 8 auf 100 Einwohner, während der entsprechende Verkehr von Frankreich nach Deutschland 2 %, der Verkehr Englands mit den bedeutendsten Hafenorten des Kanals nur 1 % betrug. An der Schwäche dieses Verkehrs trägt wohl zum großen Teil die Unbehaglichkeit der Seefahrt schuld. Der Reiseverkehr stieg in jedem Jahr um 5½ %, die Steigerung wird aber nach dem Krieg vermutlich sehr viel rascher vor sich gehen. Hätte vor dem Krieg der Tunnel bereits existiert, so würden ihn jährlich etwa 1½ Millionen Reisende benutzt haben. Aus den Einnahmen für die Überfahrt lassen sich recht genaue Rückschlüsse auf die eventuelle Benutzung der Tunnelbahn und die finanziellen Ergebnisse ziehen. Das gleiche gilt für die Einnahmen aus dem Eilgutverkehr. Rechnet man, daß von dem Frachtverkehr nur ein Fünftel auf den

Tunnel entfällt, so kann man auch dafür Mindestzahlen einsetzen. Man käme dann für das Eröffnungsjahr 1925 auf eine Roheinnahme von 52 Millionen Francs. Man rechnet mit 20 000 Personen-, 2000 Post-, 1000 Gepäck- und 7000 Güterzügen, insgesamt 30 000 Zügen, die rund 2 Millionen Zugkilometer zu leisten haben. Die Kosten für die Zurücklegung eines Zugkilometers sind auf 5 Francs angesetzt, die Unterhaltungskosten auf 50 000 Francs. Die Ausgaben betragen dann 15 Millionen Francs, so daß 37 Millionen Francs oder 70 % der Roheinnahme als Reineinnahme verbleiben. Das Anlagekapital würde sich also mit 9 % verzinsen.

Der Tunnel ist also wirtschaftlich gesichert. Seinem Bau standen ja auch nur politische Bedenken im Weg. Die Entente cordiale zwischen England und Frankreich hat sie aber schon seit Jahren eigentlich beseitigt. Wäre in den achtziger Jahren nicht in England die Besorgnis so groß gewesen den Inselcharakter des Landes zu gefährden, so könnte der Tunnel schon 30 Jahre lang im Betrieb sein. Nun hat der Krieg gezeigt, wie viele Vorteile er der Entente hätte bringen können. Gerade in dieser Frage hat er deshalb grundstürzend gewirkt. Natürlich ist für England trotz aller gegenwärtigen politischen Freundschaft mit Frankreich die militärische Sicherung des Tunnels nach wie vor Vorbedingung seines Baus. Aber über diese Sicherung und ihre Durchführung sind sich die Fachleute bereits klar. Der englische Ingenieur F. Bramwell hat zwei prinzipielle Vorschläge gemacht, die die Sicherung des Tunnels gegen Zerstörungen durch feindliche Spione oder Agenten und einen Schutz des Tunnelausgangs für den Fall bewirken sollen, daß der andere Ausgang in feindlichem Besitz ist. Einer Zerstörung will Bramwell durch die Anlage einer Art Schleuse vorbeugen, die allerdings die Fahrtgeschwindigkeit stark herabsetzen würde; der zweiten Gefahr könnte man nach ihm dadurch begegnen, daß man bestimmte Strecken unter Wasser setzt.

So viel ist jedenfalls klar: Der Gedanke des Kanaltunnels ist auf dem Marsch, und die Ausführung des Plans dürfte nur eine Frage kurzer Zeit sein. England schafft sich dadurch die endgültige Sicherung gegen jede zukünftige Unterseebootbedrohung durch dritte Mächte — ausgenommen durch Frankreich selbst. Auch das Schicksal des Kanaltunnels hängt also eng mit der Frage der zukünftigen Konstellation Europas überhaupt zusammen. Ein kontinentaleuropäischer Zusammenschluß würde den Kanaltunnel für England in militärischer Hinsicht bedenklich, zum mindesten wertlos machen. Er würde also auch mit veranlassen, daß England sich mit diesem Zusammenschluß abfindet und, selber unangetastet, auch dem europäischen Festland seine Selbständigkeit läßt. Dann würde der Tunnel unter dem Kanal, von allen militärischen Spekulationen befreit, ein segensreiches Werk des Friedens sein.

GUSTAV MÜLLER-WOLF · HAST



NS frißt Hast.

Zuckendes Opfer auf züngelndem Altar,
Verdampft unser Leben.

Kinder spielen, Urvölker spielen,

Selig hingesaugt

An des Augenblicks Mutterbrust.

O Glück der Bachwelle,
 Die huscht und verwischt!
 O Rausch des Blitzes,
 Der zuckt und verzischt!

Jünglinge träumen, Jungvölker träumen,
 Zu zaubrischer Ewigkeit
 Vergöttlicht die Gegenwart
 Sehnsucht des Heldentums;
 Überwirklicher Liebeswahn
 Verklärt wonnig weiche Wangen;
 Goldige Sagensüdländer
 Locken sonnig zu Fabelabenteuern.
 O Glück der Blüte,
 Zeugeseilig im Wonneduft!
 O brünstige Frühlingsregentränen,
 Keimströme durch Sonnenluft!

Männer arbeiten, Staaten arbeiten,
 Kindern und Zukünften
 Dienstbar geweiht.
 Unser Heute
 Sät fürs Morgen.
 Unsre Sekunde
 Gehorcht der Stunde.
 Wir Eltern
 Fronen den Kindern,
 Unsre Zeit ist Knecht
 Künftigem Geschlecht.
 Bewußtsein plant mit fernen Zwecken,
 Huscht über weltweite Zukunftstrecken,
 Kennt kein Weilen,
 Muß eilen.

Ach, all den holden Augenblick
 Fraß unser Zukunftspriestertum:
 Wir schaffen gebückt am Weltgeschick,
 Wir schleppen schwanger, schwer und stumm
 Die Kindschaft unsrer Pflicht herum.

Uns hetzt ein zwangstark Geistgebild
 Muttertreu, vatertreu immerzu
 Durch milde Auen des Augenblicks wild,
 Stolpernd in verstaubtem Schuh,
 Und gönnt uns Keuchenden keine Ruh.

O keine Ruh in unsrem Augenblick!
 Die Zukunft birgt gebärstark unser Glück.
 Wir hasten hin, wir sterben hin, o hin.
 Die Zukunft saugt aus unsrer Brust Gewinn.

In Wehen kreißten wir von dir, Geschick,
 Wir schaffen dich durch unsern Augenblick.
 O wir gebären dich durch unsern Tod.
 O Zukunft, unsres Lebens Opfer loht:
 Zuckende Opfer auf der Zeit Altar
 Flammt unser Leben hastig der Zukunft dar,
 Züngelnd verzehrt die Zeit unsern Augenblick.
 Priesterlich opfern wir uns dem Weltgeschick.
 Wir Nichts, vergänglich wir, dennoch geweiht
 Dem Leben, dem wachsenden Werden unendlicher Ewigkeit.

RAPHAEL SELIGMANN · VOM SEIN



IN erster und starker Eindruck: die Unentrinnbarkeit. Eine Mauer, eine Wand, eine Schranke, eine Fessel. Es ist: Also muß ich haltmachen, also muß ich es hinnehmen, also kann ich nicht machen, daß es nicht ist. Und doch: Ich könnte es vielleicht verschwinden lassen, in andere Räume, andere Zeiten verlegen. Aber ist es nicht gewesen? Ist es nicht geschehen? Und wenn es gewesen, wenn es geschehen ist, kann ich es denn ungewesen, ungeschehen machen? Nein, es ist noch immer da, es steht vor mir, also muß ich stehen bleiben, also ist mir eine Grenze gegeben, eine Grenze, die nicht zu überschreiten ist.

Mir ist eine Grenze gegeben: wohlgemerkt; also ist noch etwas Anderes außer dem auftretenden Seienden da, was gegen dieses anläuft, sich diesem entgegenstemmt und ein Hemmnis empfindet. Was ist es eigentlich? Ich weiß es nicht. Aber ich habe gehört, daß man es Bewußtsein nennt.

Aus der Tatsache des Seins folgt also mit Notwendigkeit die des Bewußtseins. Erkenntnistheoretische und psychologische Betrachtungen darüber, daß von der Existenz materieller Dinge nur so viel gewußt wird wie von entsprechenden Sinnesorganen wahrgenommen wird, und daß folglich neben dem objektiven Sein ein subjektives Vermögen besteht, in dem das erste wurzelt und von dem es vielleicht abhängig ist, erübrigen sich vollständig, wenn es sich darum handelt zu beweisen, daß es so etwas wie ein Bewußtsein gibt. Es genügt bloß vom Seienden auszugehen, um diese Bewußtheit zu entdecken. Wenn man aber von der Bewußtheit ausginge? Das kann man nicht. Jeder Ausgangspunkt ist vor allem ein Punkt, eine Fixiertheit, eine Grenze, ein Gegebenes, ein Dastehendes, kurz: ein Seiendes. Insofern haben gewisse Philosophen recht, wenn sie sagen, daß Bewußtheit in Bewegtheit besteht.

Immerhin ist diese Bewegtheit da, sie muß doch irgendwie sein, ist doch sicherlich kein Nichts. Vor dem Sein gibt es also kein Entrinnen. Es ist allgegenwärtig, alles durchdringend und alles umfassend. Von dem Gefühl dieser Allgegenwart und Unentrinnbarkeit wurde Spinoza einmal so gepackt, daß er für das Sein schlechthin, das Sein als solches, das Sein als Seiendes, keinen andern Ausdruck als Gott finden konnte. Wer Gott sagt, sagt Teufel. Das Sein ist furchtbar, unausdenkbar, schauererregend. Und wenn ich daran denke, muß ich unwillkürlich den Menschen bewundern, der in vollem Bewußtsein, aus reinem Mutwillen etwas zu tun unterläßt, was er

sehr gut tun könnte, wenn er wollte. Vielleicht hätte er ein erlösendes Wort gesprochen, eine befreiende Tat vollbracht. Aber was bedeuten alle erlösenden Worte und alle befreienden Taten gegenüber der einen großen Erlösung, die er uns durch sein Nichttun beschert, durch dieses Nichttun, das uns der Tyrannei des Seins enthebt, dieses Seins, das einmal in die Erscheinung getreten, nicht mehr ungeschehen zu machen, nicht mehr wegzubringen ist!

Also ist ein Mensch, der in vollem Bewußtsein etwas zu tun unterläßt, was er tun könnte, frei und unabhängig zu nennen? Gewissermaßen. Denn er hat das Gefühl des Tunkönnens, während er im entgegengesetzten Fall das Gefühl des bereits Vollbrachten, also des nicht mehr zu Ändernden, nicht mehr Ungeschehenzumachenden hätte. Allein, diese seine Freiheit, dieses Gefühl und Bewußtsein der Freiheit, dies ist auch irgendwie da, muß doch irgendwie sein, ist doch sicherlich kein Nichts. Wir sind damit an der Schwelle des Faßbaren angelangt. Eins nur dämmert auf: Die seinumklammerte, seinbeladene Bewußtheit ist ein Ankämpfen, ein Protestieren, das noch nicht zur Geltung gekommen ist.



RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Geistige Bewegung / Wally Zepler

Völkergeist

Die von Marx begründete ökonomische Geschichtsauffassung weist gegenüber den verschwommenen Begriffen psychologisch-geistiger Geschichtskonstruktionen die Betrachtung der Völkerentwicklung auf klare wirtschaftliche Grundlagen. Nirgends entbehrt man schmerzlicher ein paar Tropfen solchen marxistischen Öls als in den zahlreichen Schriften, die das Wesen der verschiedenen Nationen oder speziell den deutschen Geist und die deutsche Seele zu fassen streben. Worin steckt die nationale Eigenart? Wie entsteht sie, und wie weit hält sie dem Ansturm veränderter Verhältnisse stand? Wir kennen nicht einmal die ersten Formelemente solcher Wissenschaft des Nationalcharakters. Wollte man versuchen sich auch nur über die größten völkerpsychologischen Züge der europäischen Nationen zu einigen, man stieße schon da auf unlösliche Schwierigkeiten. Und wie könnte es anders sein? Sprechen wir von Deutschen, Franzosen, Russen, so nehmen wir einen rohen Gesamtbegriff, unterscheiden nicht zwischen Nord und Süd, Meer und Gebirge, Land und Stadt, und vor allem zwischen den verschiedenen Klassen; wir schütteln die Träger der verschiedensten Wirtschaftsformen in einen großen Topf zusammen und verwechseln das unbewußte,

still seiner Arbeit lebende Volk mit den paar Intellektuellen, die sich allerlei Theorien über den eigenen Geist zusammenphantasieren. Um das Volk zu erkennen, dazu bedarf es in erster Linie eben auch ökonomischer Gesichtspunkte. Soll der Hörige des Gutsherrn im Mittelalter die gleiche Mentalität besitzen wie der freie und wohlhabende süddeutsche Bauer, der zünftige Handwerksgehilfe wie der Arbeiter im Klassenkampf, die gesichert in der Familie schaffende Ehefrau wie die Fabrikarbeiterin unserer Tage? Das wirkliche Volkstum zu studieren ist freilich für den Intellektuellen (den Träger der völkerpsychologischen Wissenschaft) kein einfaches Beginnen. Es fordert Mitleben, selbstloses Sichversenken in die ganz andere Daseinserfüllung des körperlich arbeitenden, oft von materieller Sorge bedrückten, nicht zu weitschweifigem Ausdruck des Seelischen geneigten einfachen Menschen. Der Schriftsteller, auch der in seinem Bewußtsein durchaus wissenschaftlich arbeitende, pflegt andere Studienwege einzuschlagen. Für ihn verkörpert sich meist die nationale Individualität in ein paar überragenden Geistern, die gerade die Sprache dieses Volkes sprechen. Und gewiß läßt es sich nicht leugnen: In dem genialen Einzelmenschen steckt so gut spezifisch Nationales wie in jedem andern. Ja, in manchem Künstler intensiviert sich dieser nationale Zug in solchem Grad, daß er

in der Tat zum Sinnbild der Seele seines Volkes werden kann. So ist es bei den großen Russen. Aus Dostojewskij und Tolstoj strömt auch für den westeuropäischen Gefühlsbegrenztheit Eingespinnenen ein Hauch aus einer fernen Welt beseelern Menschendaseins, der ihm die Ahnung eines wirklichen Volkstums aufgehen läßt. Weshalb dem so ist, kann hier nicht untersucht werden. Die Tatsache selber wird niemand bestreiten, der mit der russischen Literatur vertraut ist. Die deutsche Literatur weist eine solche Verbundenheit mit dem deutschen Volksleben nicht unbedingt auf. Es ist daher verfehlt aus der Art der großen Schaffenden in Deutschland auf die deutsche Art selber zu schließen. Das könnte man mit einigem Recht doch nur dann tun, wenn deren Werke im Volk selber lebten, mit ihm unauflöslich verknüpft wären. Das ist indes gerade bei den entscheidenden nicht der Fall. Deshalb sind all jene Festlegungen des deutschen Wesens, wie sie jetzt in zahllosen Schriften betrieben worden sind, verkehrt und meistens offenkundig den Tatsachen widersprechend.

Charakteristisch dafür, mit welch unwissenschaftlicher Methode selbst strenge Wissenschaftler an die Untersuchung nationaler Eigenart herangehen, sind zwei Schriften Paul Natorps, die aus Vorlesungen vor zumeist jugendlichen Hörern hervorgingen: Die Weltalter des Geistes und Die Seele des Deutschen /Jena, Diederichs/.

In dem ersten Buch scheidet Natorp 4 Weltalter des Geistes. Er stellt zunächst den Orient dem Okzident gegenüber. Er greift als Paradigma des Orients aber ausdrücklich nur Indien heraus. Hier lassen sich nach ihm 3 getrennte Phasen erkennen: »die ursprüngliche, noch vorwiegend dem Diesseits befreundete Götterlehre der Veden, die durch aus jenseitig gerichtete, immerhin der Erdenwelt noch nicht gänzlich entfremdete Einheitslehre des Brahmanismus, und der ohne Rückhalt weltabgekehrte, fast weltfeindliche Buddhismus«. In grundsätzlichen Gegensatz zu der Geistesrichtung nicht nur Indiens sondern des gesamten Orients stellt Natorp die philosophische Auffassung der jüdisch-christlichen Welt und damit des heutigen Europas. »Der Orientale vermag nicht an eine Welt und Menschheit zu glauben, die am Göttlichen allenfalls teilhat, aber als ganze außer- und widergöttlich bleibt. Und gar eine Gottheit, die selbst noch zu ringen hätte, selbst

erst werden wollte, scheint ihm der Gipfel der Ungereimtheit.« Die hohe historische Aufgabe des Judentums liege in der eigentlich sittlichen Idee der ewigen Annäherung an die Vollkommenheit, die das Gute nicht als ein dem Menschen Gegebenes sondern als das ihm gesetzte und nie erreichte Ziel erkennt. »Was heißt ihr mich gut? Niemand ist gut als allein Gott.« Diese Klarheit danken wir dem Judentum. Ihm hat das Gute für den Menschen den klaren Sinn der Kantischen Idee, das heißt, der unendlichen Aufgabe.« Der griechische Geist sei stets auf das Ziel (τέλος) oder den Ausblick (σκοπός) gerichtet gewesen. Rom und die christliche Kirche zogen ihre erobernde Kraft nicht aus einer »mit ihm neu in die Welt gekommenen, an sich zeitlosen Idee« sondern aus der »erfüllten Wirklichkeit einer Tatsache«. Worin liegt der Geist der Neuzeit? Das Mittelalter »war der ernsteste Versuch, den je die Menschheit unternommen hat ihr Leben auf Erden ihrer höchsten, göttlichen Bestimmung gemäß einzurichten. . . Es war Platons Idealstaat, in Tat und Wirklichkeit übersetzt . . . mit dem von Aristoteles geforderten *einen Herrn* an der Spitze, dem einigen Gott, sichtbar vertreten durch die Einheit des geistlichen und die wenigstens ideelle Einheit auch des weltlichen Regiments mit dem geistlichen. . . Die heutige Menschheit ist darüber hinweggeschritten. . . Und so kündigt, gerade auf der Mittagshöhe des Mittelalters, stark und immer stärker ein Drang nach Befreiung sich an, ein Drang, furchtlos in alle Weiten, über jeden Halt hinaus. Der alte Sphärenbau des Himmels wird gesprengt. . . Der »scharfe Luftzug aus der Unendlichkeit« (nach Fr. A. Lange) dringt herein.« Eine neue Lebensempfindung und Lebensgestaltung ringt sich damit durch: »die Anerkennung des Eigenwertes der Welt, der damit erst ihr positives Vorzeichen zuteil wird. . . Aber das ist noch nicht das Ganze und Letzte, die Freude und Liebe zum Selbstseienden, Individuellen. . . Die ganze, heiß gesuchte Fülle, der ganze große Sinn des Lebens tut sich erst auf in unablässig vorwärts dringendem Schaffen. . . Der Lebensdrang wird Schöpfungsdrang, der Mensch Mitarbeiter am ewigen Schöpfungswerk, ja Gottschöpfer.«

Das letzte kann man durchaus gelten lassen, auch wenn man das Schema der Begründung ablehnt. (Die Auffassung des Orients namentlich ist willkürlich und europäisch - intellektuell verengt; das

zeigt sich schon darin, daß der jüdische Geist gewissermaßen dem europäischen Kreis zugezählt, während er, wie das Tiefste der Religiosität überhaupt, orientalistisch ist. Freilich: Die bei unseren Intellektuellen so beliebte Art Alternativen aufzustellen ist überhaupt der Feind der Erkenntnis, da ihr die wirkliche Achtung vor den Dingen fehlt, denen man sich hinzugeben, die man nicht zu vergewaltigen hat. Beistimmen wird man Natort in der Betonung des Schaffensprinzips, wenn es in diesem Buch vielleicht auch nicht in seiner vollen Tragweite erkannt wird. Gleichwohl wird man die Gefahren nicht verkennen dürfen, denen das Hantieren mit solchen vagen Allgemeinheiten ausgesetzt ist. Diese zeigen sich sehr deutlich bei den Wortspekulationen über die Seele des Deutschen, die in ihrer Gesamtheit jeder innern Wirklichkeit entbehren, da sie, statt auf die Wahrheit, auf ein Volk hinielen. Aus Meister Eckeharts, Luthers, Goethes, Beethovens geistigem Sein will Natort diese Seele herausdestillieren. »Dieser Idealismus ist es, der in der Unbedingtheit deutschen Glaubens, so wie Eckehart und Luther geglaubt haben, in der Unbedingtheit deutscher Liebe, vom schlichtesten Volkslied bis zum Tiefsten unseres Goethe atmet, in der Unbedingtheit des deutschen Gedankens . . . ich wage zu sagen: in jedem Deutschen . . . wo nicht unmittelbar lebendig ist, doch schlummert und aus dem Schlummer geweckt werden kann. . . Solches Leben von innen nach außen . . . ist es, was die großen Deutschen alle in sich gelebt . . . haben, was aber auch in dem ganz schlichten Deutschen wenigstens . . . im Verborgenen wirkt und ihm die schier unbegreifliche Unbedingtheit mitteilt, in der er sich für sein Werk, für seine Lieben, für sein Vaterland . . . rückhaltlos einsetzt. Er nennt es . . . sein Gewissen.« Das unterscheidende Merkmal des Deutschen also ist es zum Beispiel sich mit schier unbegreiflicher Unbedingtheit für sein Vaterland einzusetzen? So war wohl der oft beklagte Mangel an Nationalgefühl im deutschen Volk nur Schein, und die Engländer und Franzosen sollten darin gerade von uns lernen? Sie haben noch mehr von uns zu lernen. Denn: »Daraus aber entspringt nun das Zweifache, was den anderen allen am auffälligsten fehlt: die echte Individualität . . . und, ihre genaue Gegenspiegelung: die echte Universität.« Und zu allem Unglück knüpft Natort daran schließlich noch Ideen über den »Weltberuf« des

Deutschen, die, so wenig sie in diesem Sinn gemeint sein mögen, durch ihre ideologisch unbestimmte Fassung an die unglückseligen Deutschümeleien, wie sie gang und gäbe sind, erinnern. Auch die »Freiheit der Forschung« hat nach Natort's Ansicht »kein Volk mit solcher Energie der Tat, nicht bloß in prahlender Rede behauptet«. Daher wohl jenes (jetzt glücklicherweise berüchtigte, seinerzeit aber sehr gerühmte) Professorenmanifest vom Oktober 1914, in dem die deutsche Wissenschaft, für die Unschuld der deutschen Machthaber sich einsetzend, Tatsachen mit ihrem wissenschaftlichen Zeugeneid beschwor oder in Abrede stellte, von denen sie gar keine Kenntnis haben konnte! Diese Kundgebung, wie übrigens die Haltung der namhaftesten Vertreter der deutschen akademischen Welt durch alle 4½ Kriegsjahre, hat, wie sie die *Gründlichkeit* der deutschen Professoren als konventionelle Legende erwies, auch die Achtung vor der *Freiheit des Geistes* zerstört, mit der sie ihre Arbeit vollführten. Den Rest gaben ihr dann die Professorenreden über die *deutsche Freiheit*, in denen der ungeheuerliche Versuch unternommen wurde die Unfreiheit, Unterordnung und Unverantwortlichkeit als höchste Form der menschlichen Freiheit umzulügen, für die aber nur die deutsche Seele das richtige Verständnis habe. Wenn diese Herren, denen das wirkliche Nationalgefühl freilich ebenso abgeht wie das Freiheitsgefühl (Nation und Demokratie sind in Wahrheit eins), nur ahnten, wie tief sie durch diese Einschätzung das deutsche Volk herabwürdigten! Zum Glück besteht das deutsche Volk nicht aus den deutschen Intellektuellen. Mit Recht schrieb daher ein deutscher Gelehrter (einer der wenigen aufrechten und andersdenkenden) kürzlich an den Genossen Leo Arons (wie dieser in dem Vorwort seiner Broschüre Universitäten heraus! mitteilt): »Die Professoren haben in diesem Kriege zur Evidenz gezeigt, daß man von ihnen in politischen Dingen nichts lernen kann, daß es dagegen dringend nützt, daß sie eines lernen, nämlich: Maul halten.« Diese Bemerkungen scheinen mir notwendig, um zu zeigen, wie selbst die Anschauungen einer so hochstehenden Persönlichkeit wie Paul Natort Verknüpfungen mit jener unseligen Selbstverblendung aufweisen oder doch zulassen, die, verallgemeinert, nur geeignet ist Deutschland in die Niederungen der Enge des Geistes und der verwerflichen

Gesinnung zu führen. Es ist aufs tiefste zu wünschen, daß auch die deutschen Intellektuellen jetzt, nach dem äußern Zusammenbruch, innerlich zur Selbstbesinnung kommen. (Einstweilen freilich ist noch wenig davon zu verspüren; denn, jetzt, wenige Wochen nach der deutschen Revolution, sehen wir, daß in der Öffentlichkeit sich der selbe Geist der Unwahrhaftigkeit breitmacht wie unter dem alten Regime, wenn auch vielfach mit verändertem Vorzeichen.) Wir haben in Deutschland eine wirkliche geistige Führerschaft nötig, wenn Freiheit und Sozialismus aus bloßen Postulaten zu konkreten Erlebnissen werden sollen. Wir brauchen ein Pflichtgefühl, das jedem einzelnen die Mitverantwortung für alles öffentliche Geschehen auflädt. Werden die schlimmen Folgen politischer Fehler spürbar, so entläßt sich der Zorn allenfalls in ebenso tatlosem Angriff auf die scheinbar gerade Schuldigen, und die *Geistigen* ziehen sich nur um so mehr in müder Verzweiflung am Niedrigmenschlichen in erdentrückte Fernen zurück. Und an diesem Zustand, der vor dem Krieg wie in der politischen Führung der Kriegszeit so traurige Wirkungen zeitigte, tragen, wie mir scheint, die geistigen Führer des Volkes schwere Mitschuld. Statt die Jugend mit dem Glauben zu erfüllen, sie hätte schon durch ihr Deutschtum teil an den Geistesstaten der Großen, und so einen ethisch verwerflichen und geistig minderwertigen Hochmut in ihr zu züchten, sollten sie das politische Verantwortungsempfinden in ihr wecken, das jeden zur Tatbereitschaft zwingt, ihn lehrt, in humanem Denken und gerechter Gesinnung gegen andere Nationen, für das eigene Volkstum einzustehen, namentlich da, wo es gefährdet ist (wie es leider die Deutschen niemals taten: man sehe selbst jetzt noch die Gleichgültigkeit oder gar den versteckten Widerstand gegen den Anschluß der österreichischen Deutschen), und an der Vergeistigung und Veredelung des Volkes mitzuschaffen. Dann würde wohl weniger von deutscher Seele geredet und mehr aufbauende Arbeit geleistet werden; wir läsen und redeten uns weniger in ideale Welten einer (im Grunde, ach, so nüchtern-philiströsen) Phantasie hinein, aber wir ließen das himmlische Feuer im Leben nicht verlöschen.

Aktivismus Gerade aus solcher Anschauung heraus wird man der Strömung des Aktivismus an sich Sympathie entgegenbringen

(siehe über ihn auch diese Rundschau, 1917 III, Seite 1293 f.). Er wendet sich eben gegen jene scheinbar überlegene Passivität, die sich in geistige Paradiesesgärten flüchtet, weil sie mit der *gemeinen* Welt der Politik nichts zu schaffen haben will und doch in Wirklichkeit nichts weiter ist als Geistesträgheit oder eitler Glaube an das eigne Bessersein. Er fordert Aktivismus, Mitverantwortung, Handeln. Dem Elend der Erde zu steuern scheint ihm das nächste und wichtigste Ziel, wichtiger selbst als künstlerisches Schaffen, der sittliche Wille mehr als das denkende Erfassen der Welt. Aber die Tat soll nicht nur reale Ziele fördern, sie soll aus dem Geist fließen, dem das Leben dienen müsse.

In dem von Kurt Hiller herausgegebenen 2. Zieljahrbuch (Tätiger Geist! München, Georg Müller/) weist einer der Mitarbeiter, Alfred Kurella, auf diese doppelte Abgrenzung des Aktivismus hin: »Der Aktivist von heute hat ... nach zwei Seiten einen dauernden Krieg zu führen: gegen die *Schauten*, die Selbstversenker, die Andächtigen, denen er Betätigung, Wirklichkeit predigen und mit äußerster Kälte den Unsinn alles *Seins an sich* klar machen muß, und gegen die Betätigten, Drahtzieher ... die zur Sammlung ... angehalten und zum langsam aufbauenden Bereiten der großen Phalanx erzogen werden müssen. Noch einfacher sagt Rudolf Kayser: Der neue Rationalismus ist ... der Wille mit Hilfe der Grundsätze der sittlichen Vernunft eine bessere Wirklichkeit zu schaffen.« Die Hinzufügung freilich macht schon bedenklich: »Sein Ziel ähnelt also dem nichtmarxistischen Sozialismus (wie etwa Gustav Landauer ihn vertritt). Und damit sind wir schon an dem Punkt, aus dem Wert und Unwert dieser neuen Richtung aufquillt. Wenn Werfel gegen den Aktivismus sagt: er wolle die Politisierung der Literatur oder noch besser die Politisierung der ganzen Jugend«, er sei kein System, aber ein Kampf!«, so wird, was er einwendet, tatsächlich zum Lobgesang. Und man muß Hiller völlig beistimmen, wenn er erwidert: »Unser Kampf! fordere von jedem, er möge die Arbeit an seiner Seele unterbrechen? Aber im Gegenteil! Er möge sie verstärken; er möge seine Seele empfindlich und trotzig, reich und rührig machen; er fülle sie mit Verantwortung. Eine Seele ohne Verantwortung ist keine. Und Geist lebt aus Seele. ... Wir verachten den Genuß. ...

Wir sind Verfolger der Freude? Welch ein Irrtum! Wir kämpfen ja gerade für einen Staat, der die Freude mit Schutz umgibt! Wehren wir uns gegen das Ästhetische? Wir wehren uns gegen die Schwindellehre, daß es das Geistige sei. Die Gesinnung, aus der dieses neue Wollen strömt, ist also unanfechtbar. Es ist eine tief zu begrüßende Reaktion auf jede Form von Literaten- und Ästhetentum, das Zeichen einer innern Einkehr, wie sie uns allen nützt. Die Furchtbarkeit dieses endlosen Krieges hat unser Gewissen aufgerüttelt. Wir fragen uns endlich: Haben nicht wir selbst etwas versäumt so Furchtbares zu hindern, trägt nicht jeder die Mitschuld an dem, was geschah? Die Menschheitsgeschichte hört auf uns nur ein geistiges Schaustück zu sein; wir begreifen, daß wir selbst die Akteure darin darstellen, daß das Völkerschicksal nicht wie ein Fatum über unseren Häuptern dahinzieht, sondern daß wir berufen sind es mit schöpferischer Kraft in der tiefsten Hingabe unserer Seelen selbst zu formen. Wir beginnen den Bibelmýthos zu verstehen, der im Untergang der Völker das Strafgericht Gottes sah. Aber soll diese Seeleneinkehr mehr sein als eine neue Art der literarischen Mode, wollen die Mahner gleich den biblischen Propheten in Wahrheit die Herzen der Menschen zu tieferer Gläubigkeit wecken, so müssen sie, wie wir anderen alle, zuerst einmal die ganze Größe der Aufgabe erfassen. Es genügt nicht festzustellen, daß die Zufalls- und Machtpolitik, die wir getrieben haben, uns in den Abgrund riß, daß es in Zukunft anders werden muß; es genügt nicht einmal den Blick auf das richtige Ziel zu lenken, notwendig ist vor allem die schärfste Erkenntnis des Weges, der dahin führt. Wenn Hans Natonek meint: »Man stelle sich beispielsweise vor, daß statt der genannten Nichts-als-Politiker Menschen etwa vom geistigen Schlage Romain Rollands verantwortlich wären, oder Männer von dem höchst ehrenhaften ethischen Wesen Bethmann Hollwegs«, so ist zu erwidern, daß gerade Bethmann Hollwegs schwankender, falsch orientierter und unwahrhaftiger Außenpolitik ein großer Teil Mitschuld an diesem Krieg zur Last geschrieben werden muß. Freilich, Hiller hat recht, wenn er sagt: »Es bekenne jeder: Ich habe den Krieg von 1914 nicht verhindert, . . . das organisierte Proletariat verhinderte ihn nicht; das organisierte Christentum verhinderte ihn nicht. Es beschließe jeder: Jeden Krieg, der da

ausbrechen will, werde ich verhindern. . . Wer dies bekennt und dies beschließt, hört auf heiß zu weinen, rhapsodisch-allgemein zu fluchen; er geht an eine kühle, gegliederte, gegenständliche Arbeit.« Sehr gut. Aber an eine gegenständliche Arbeit geht man nicht mit geistreichelnden Männerbünden, deren einziger Positivismus, wie mir scheint, in ihrem antifeministischen Bekenntnis liegt, oder im Zusammenschluß mit wohlmeinenden Freunden, von denen der eine Friedrich Naumann den Mittler zwischen Macht- und Kulturpolitik nennt, während der andere ihn einen »unmenschhaften, geistwidrigen, . . . gefährlichen Pfarrer« schilt. An gegenständliche Arbeit geht man im Verein mit Menschen, die von gleicher Gesinnung erfüllt, nach gleichen Zielen strebend, sich aber auch in ernster Denktätigkeit im einzelnen über die Mittel geeinigt haben, die von Station zu Station diesen Zielen näher führen. Das heißt, man geht an solche Arbeit im Rahmen realer Politik, im Rahmen von Parteikonstellationen, die zu bestimmtem Zweck Macht zu gewinnen streben. Es ist leicht mit idealem Schwung von der Notwendigkeit des Guten auf Erden zu fabulieren, in einem Kreis von Geisterfüllten sich an der eignen Größe zu berauschen und mit Verachtung auf das kleine Gezücht der Tages- und Parteipolitiker herabzusehen, die sich mit den Realitäten des Wirtschaftskampfs herumschlagen müssen. Aber die Fanfaren hoher Worte verklingen, und es bleibt die Wirklichkeit der Welt. Umschöpfer dieser Welt ist deshalb der allein, der in sich die Synthese des Marxschen Geistes trägt: den grubelnden Erkenntnisdrang des Forschers, der das Gesetz der gesellschaftlichen Kräfte bloßzulegen strebt, und zugleich das brennende Gefühl der sittlichen Verpflichtung diese Kräfte in die Richtung des Guten zu lenken. Nur daraus werden die Ideen geboren, die uns aus dem Chaos von Schrecken, Blut und Haß irgendwo einen Ausgang in eine menschlichere Zukunft öffnen, die wir durchdenken, gegen einander abwägen, verwerten oder annehmen können, die aber jedenfalls den einzigen Kristallisationspunkt bilden, um den Menschen und Parteien sich zu fruchtbringender gemeinsamer Arbeit scharen können. Den ernsthaft Wollenden unter den Jungen sei deshalb geraten den Drang zur Tat in sachlichem Studium der Dinge auszuleben, der den Menschen zu bestimmt gerichtetem Wollen leitet.

Hochschul-
lehrer und
Revolution

Am 11. November, also in den allerersten Revolutionstagen, forderte Genosse Leo Arons in einem in der Presse veröffentlichten Offenen Brief an Rektor und Senat der Universität Berlin die gesamten geistigen Kräfte der Nation auf sich unter Führung der Universitäten und sonstigen Hochschulen »in zielbewußter Organisation« zusammenzuschließen und sich der neuen Regierung zur Verfügung zu stellen. Als Vertreter dürfen »nur solche Männer und Frauen gewählt werden, die erklären sich ganz auf den Boden der deutschen Republik zu stellen. Die gleiche Einladung sollte die Berliner Universität [die als Einberufung des die Organisation konstituierenden Kongresses fungieren sollte] an die Hochschulen der deutschösterreichischen Lande ergehen lassen. Der Hauptgegenstand der Beratung ist: Wie können die geistigen Kräfte der Nation am besten für die Neugestaltung von Großdeutschland nutzbar gemacht werden?« Der Aufforderung folgte sofort eine Reihe von Zuschriften aus Universitätskreisen, von denen Arons mehrere, besonders charakteristische in einer besondern Broschüre zusammenstellt (Universitäten heraus! /Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte/). Ein, wie Arons schreibt, von ihm besonders hochverehrter Professor sagt da unter anderm: »Ihre Stimme wird jetzt auf beiden Seiten, auf der Seite der Vergangenheit wie auf der Seite der Zukunft, sehr eindrucksvoll wirken, obwohl es für diese Wirksamkeit nicht günstig ist, eigentlich auch nicht nötig war, daß Sie das Bekenntnis zur Republik ausdrücklich verlangten.« In der Antwort weist Arons darauf hin, daß sich sein Aufruf an eine Korporation gewandt habe, »deren Mitglieder einst von autoritativer Seite als *Leibgarde der Hohenzollern* bezeichnet wurden, ohne daß ein Widerspruch aus ihrer Mitte erfolgte«. In diesem Antwortbrief deutet Arons auch in aller Kürze einige der bedeutendsten und umfassendsten geistigen Zukunftsaufgaben des neuen Staatswesens an: die Schaffung neuer Formen, die einer Verflachung des Geistes bei der bevorstehenden Trennung von Kirche und Staat entgegenarbeiten können, den Aufbau der Einheitsschule usw. Trotz der allgemeinen Teilnahme, der Arons' Anregung begegnete, scheiterte vorläufig die Ausführung, augenscheinlich nicht allein an der bürokratischen Schwerfälligkeit sondern vor allem an der Verschwommenheit und Unselbstän-

digkeit der Anschauungen, besonders unter den ordentlichen Professoren. Am 17. November fand eine Versammlung des gesamten Lehrkörpers der Berliner Universität statt, die mit der Annahme einer von Troeltsch eingebrachten, gänzlich farblosen Resolution endete. Ein anderer, in der Broschüre mitgeteilter Resolutionsvorschlag, der dem Geist des Aronsschen Aufrufs entsprach, gewann nur eine kleine Zahl von Stimmen. Er erklärte es »als Aufgabe und Pflicht der deutschen Hochschulen in der heraufziehenden neuen Zeit nachdrücklichst für die idealen Interessen, für das Wohl des ganzen Volkes und für die Förderung und Ausgestaltung der Völkergemeinschaft einzutreten« und verlangte, daß sich die Universitäten »ausdrücklich auf den Boden der durch die Revolution geschaffenen deutschen Republik« stellen sollten.

Dieser Ausgang der Konferenz braucht weiter nicht zu überraschen. Man wird aber jetzt anfangen müssen dahin zu arbeiten, daß die deutschen Universitätslehrer wieder den Anschluß an wirkliche Geistigkeit (und damit auch an das politische Schaffen) finden. Es sollte, wie Arons' nachdrückliche und gar nicht genug zu beherzigende Mahnung lautet, »als Pflicht der Universitäten anerkannt werden ihre Kräfte ganz in den Dienst der neuen Entwicklung von Großdeutschland zu stellen, nicht durch Redenhalten sondern durch ernste Mitarbeit«.

Religion und
Sozialdemo-
kratie

Daß die Sozialdemokratie eines geistigen Wiederaufbaus dringend bedarf, fühlen wohl alle Parteigenossen, die dem Sozialismus seelisch verbunden sind. Wiedergeburt und Erneuerung haben wir freilich jetzt in allen Kreisen bis zum Überdruß fordern hören, und selten stand dahinter ein wahrhafter Wille zu vertiefter Lebenserfassung. Hier aber handelt es sich um einen positiven Sturz der Grundquadern, auf denen unser Weltgebäude ruhte. Seit Jahren schon versuchten die Sozialistischen Monatshefte auf die ethischen Züge in dem sozialistischen Ideenbau hinzuweisen, die unter der geistigen Vorherrschaft unphilosophischer Köpfe und einer gedankenarmen Agitationsschablone mehr und mehr verschüttet wurden.

Aus verschiedenen Ursachen heraus hatte sich der moderne Sozialismus mit der materialistischen Weltanschauung der achtziger Jahre durchtränkt; in ihrem Geist sah er im Stofflich-Mate-

riellen den Kern des Lebens, glaubte in der Naturwissenschaft, speziell der Entwicklungslehre, das Gesetz des Welt- und Menschendaseins entdeckt zu haben und verwies deshalb gern, wie sie, den in den Religionsmythen versinnlichten, der Menschenseele immanenten Glauben an eine göttlich-schöpferische Urkraft in das Reich der Märchen. Diese, an sich merkwürdige Verquickung wirtschaftlich-sozialer und philosophischer Gedankengänge ist nur historisch ganz zu verstehen. Der geistige Siegeszug des Marxismus fiel in die Periode der Hochblüte des materialistischen Denkens. In beiden Theorien verkörperte sich damals der Umsturz des Bestehenden, beide waren aus einer jener revolutionären Epochen herausgeboren, die in schwelgendem Kraftempfinden eine neue Erde zimmern wollen. Dazu kam der Widerstand des nach oben drängenden Proletariats gegen die politische Ausbeutung der Religion in der Kirche. Endlich erschien Marxens ökonomische Geschichtsbetrachtung oberflächlichem Denken ebenfalls als eine Negierung der geistigen Triebkräfte in der Menschheitsentwicklung. So entstand allmählich eine Art geistiger Vulgarsozialismus, der Glaube an ein notwendiges Verbundensein sozialistischer Überzeugung mit antireligiösen Tendenzen, der durch die mündliche und schriftliche Agitation der Arbeiterschaft fast zum Dogma wurde. Da aus der theoretischen Lehre keine positive Stellungnahme zur Religion herzuleiten war, und andererseits der Konflikt jener Tendenzen mit dem Empfinden religiös gerichteter (besonders katholischer) Arbeiter oft hervorbrach, nahm man quasi als praktischen Ausweg seine Zuflucht zu der berühmten Formel des Erfurter Programms »Erklärung der Religion zur Privatsache«, die, an sich unanfechtbar, natürlich nichts an der einmal bestehenden geistigen Grundrichtung ändern konnte. Das religiöse Gefühl suchte sich nach anderen Seiten hin Auslösung, der Glaube an den Sozialismus, besonders in der Frühperiode der Bewegung, Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst wurden der Arbeiterschaft zur Religion. Mit der Entgötterung der sozialistischen Lehre erst, die mit der wachsenden Realisierung ihrer Ziele ihren heroischen Schwung verlor, ohne die unendlichen, in ihr vergrabenen Quellen einer neuen Geistigkeit aufzubohren, wuchs eine Sehnsucht nach tieferer Erfüllung, die sich aus mancherlei Symptomen und Einzeläußerungen, ne-

gativ auch durch die inneren Mängel der sozialistischen Bewegung ahnen, doch freilich nicht als Massenerscheinung nachweisen läßt.

Alle diese hier nur angedeuteten Zusammenhänge muß man erfassen, um die Einstellung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft zu Religion und Kirche wirklich begreifen zu können. Von gegnerischer Seite ist das kaum je geschehen, so oft man auch über die Religionsfeindlichkeit und den Materialismus in unserer Partei geschrieben hat. Charakteristisch dafür ist ein, schon vor dem Krieg veröffentlichtes, aber eben um dieses Themas willen gerade jetzt aktuelles Buch W. Ilgensteins Die religiöse Gedankenwelt der Sozialdemokratie / Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt/. Es will nur »eine aktenmäßige Beleuchtung der Stellung der Sozialdemokratie zu Christentum und Kirche« bringen und enthält tatsächlich im wesentlichen Auszüge aus Reden und Schriften sozialdemokratischer Führer, Agitatoren und Redakteure über religiöse Fragen. Eine gewisse Parteilichkeit liegt wohl darin, daß mit Vorliebe die krassesten Äußerungen herausgesucht sind; im übrigen will der Verfasser gewiß eine authentische Darstellung geben, er erwähnt neben einer Fülle religions- und kirchenfeindlicher, grobmaterialistischer und naiv unphilosophischer Kundgebungen auch stets die literarischen Gegenströmungen, die fast sämtlich in Aufsätzen der Sozialistischen Monatshefte zum Religionsproblem zum Ausdruck kamen. Trotzdem zeugt das Buch von der Verständnislosigkeit, mit der viele der Arbeiterschaft fernstehende Kreise deren Sein und Denken gegenüberüberstehen. So sieht der Verfasser in der Auffassung Jesus als eines Revolutionärs, der kam die Armen zu erlösen, oder in Worten, wie »Gießet aus den heiligen Geist des Sozialismus . . ., das ist unsere heilige Sache, und so heilig wie nur je einem Christen sein Glaube sein konnte« eine Art von Blasphemie gegen den christlich Fühlenden. Ilgenstein ist eben die Religiosität, die das Gefühl des Revolutionärs in sich bergen kann, fremd. Das zeigt sich, wenn er ironisch-empört von der »sittlichen Höhe« in Heines »Michel, fallen dir die Schuppen von den Augen?« spricht oder von den (ihm offenbar als Beweis der Verwilderung des sittlichen Empfindens dienenden) Dehmelschen Versen »Und wenn dir einst von Sohnespflicht, mein Sohn, dein alter Vater spricht, gehorch' ihm nicht,

gehörch' ihm nicht«. Ebenso wenig Verständnis zeigt er für die politischen Beweggründe, die die Kirchnaustretungspropaganda in der Partei veranlaßten. Man braucht diese Gründe nicht als zutreffend anzuerkennen, kann aber vernünftigerweise Wesentliches zu ihrer Bekämpfung nur von ihrem eigenen Boden aus sagen, wie dies hier geschehen ist. Die zitierte Bußtagsmahnung des Halleschen Volksblatts »Heraus aus der Kirche!« und andere ähnliche Darstellungen könnten wohl dem Verfasser die Augen darüber öffnen, weshalb kirchenfeindliche Propaganda im Proletariat auf so fruchtbaren Boden fiel. Oder ist es falsch, wenn es dort heißt: »Den Armen hat Jesus das Evangelium gepredigt, die Reichen hat er verdammt. . . Diese Verdammung des Reichtums, dieser Kampf gegen den Mammon gehört zum innersten Wesen des Christentums. . . Nun wohl: Die christliche Kirche von heute hat die eine Hälfte des Christentums aufgegeben, und zwar gerade die soziale Hälfte: sie verdammt die Reichen nicht mehr. . . Eine Stütze und ein Schutz der Klassenherrschaft ist die heutige Kirche geworden, und für diese Zwecke benutzt sie die Religion.« Haben zahlreiche Diener der Kirche nicht jetzt im Krieg wieder vortrefflich bewiesen, wie man die Lehren Christi umbiegen kann? Die Gegenpropaganda, die Ilgenstein gegen die Kirchenfeindschaft und Irreligiosität der Arbeiterschaft vorschlägt: Massenverbreitung von religiösen Werbeschriften, erhöhte Seelsorge und anderes, dürften deshalb ihre Wirkung gänzlich verfehlen, solange sie nicht durchweg von Menschen getragen ist, die auch der Sozialist als wahre Christen anerkennen muß. Das haben die tiefer Denkenden unter den Kirchlichen, wie auch manche Zitate dieser Schrift beweisen, gewiß erkannt, und ihnen wird sich kein vernünftiger Sozialdemokrat entgegenstemmen, wenn sie versuchen in der Arbeiterschaft von neuem religiöses Leben zu erwecken. Der Partei selbst aber erwächst für die Zukunft eine weitgreifende Aufgabe: neben dem notwendigen Neudurchdenken ihres politischen Programms die erste, die wir zu erfüllen haben: eine philosophisch-ethische Selbstbesinnung. Sie kann uns mit der Abweisung aller billigselbsttäuschenden Erklärungsformeln auch eine religiöse Neugeburt bringen. Der Krieg hat uns an vielen Punkten offenbar gemacht, was wir längst hätten sehen müssen: daß selbst die Bildungs- und Kulturarbeit der Sozialdemokratie

nicht auf das Wesentlichste gerichtet war, nämlich auf die sittliche Vervollkommenung des Einzelmenschen und die Vergeistigung des Daseins, zu der auch der wirtschaftliche Aufstieg der Massen nur eine Vorstufe bildet.

Jüdische Universität

Die Idee der Wiederaufrichtung eines jüdischen Gemeinwesens in dem Land der großen jüdischen Vergangenheit schien für Westeuropa noch vor einem Jahrzehnt ein utopischer Traum. Durch die Kriegseignisse ist sie nun mit überraschender Schnelligkeit in das Zentrum der realpolitischen Erörterungen gerückt und anscheinend der Realisierung sehr nahe. Vom jüdischen und produktivmenschheitlichen Standpunkt aus handelt es sich dabei nicht um eine Streitfrage zwischen den beiden kriegführenden Koalitionen sondern ausschließlich um eine Frage des jüdischen Volkstums selbst, das, mißhandelt und vielfach erniedrigt, durch den Glauben seine innere Würde und damit seine Zukunft durch 2 Jahrtausende der Zerstreuung lebendig erhalten hat und nun daran geht seine schaffenden Kräfte von dem Geistig-Besondern auf das Universell-Umfassende zu erweitern.

Als erstes Wahrzeichen dieses neu auflebenden Volkstums wurde während der Wirren des Krieges, am 24. Juli 1918, in Jerusalem der Grundstein für die jüdische Universität gelegt, deren Gründung schon vor dem Krieg in die Wege geleitet worden war (siehe diese Rundschau, 1913 III, Seite 1644). Der Bedeutung des Akts entsprechend, wohnten ihm neben Tausenden von Zuschauern die Vertreter der Okkupationsregierung, der mohammedanischen und der christlichen Kirchen und der jüdischen Gemeinden aller Richtungen aus verschiedenen Orten bei. Im Namen der Zionistischen Organisation legte Weizmann den Grundstein. »Aus dem Elend und der Verwüstung des Krieges«, führte er in seiner Ansprache aus, »entsteht hier der erste Keim eines neuen Lebens. Bisher haben wir uns damit begnügt von Wiederaufbau und Wiederherstellung zu sprechen. . . Mit dieser Universität jedoch sind wir über Wiederherstellung und Wiederaufbau hinausgegangen, noch während des Krieges schaffen wir etwas, das als Wahrzeichen einer bessern Zukunft dienen soll. . . Auf den ersten Blick erscheint es paradox, daß wir in einem Land mit so geringer Bevölkerung, einem Land, in dem noch alles zu tun ist,

einem Land, das nach so einfachen Dingen wie Pflügen, Straßen und Häfen ruft, mit der Schaffung eines Zentrums der spirituellen und intellektuellen Entwicklung beginnen sollen. Aber das ist kein Paradoxon für diejenigen, die die jüdische Seele kennen. . . In den dunkelsten Zeiten unseres Daseins fanden wir Schutz und Schirm innerhalb der Wände unserer Schulen und Hochschulen, und im hingebenden Studium jüdischer Wissenschaft fand der Jude Erleichterung und Trost. Inmitten all des trüben Ghettoqualms standen Lehrstühle, an denen Scharen junger Juden zu Füßen der Rabbiner und Lehrer saßen. Diese Schulen und Hochschulen waren die Kraftquellen, in denen sich während der langen Jahre der Verfolgung intellektuelle und spirituelle Energie ansammelte, die einerseits zur Erhaltung unserer nationalen Existenz beitrugen andererseits beim Fallen der Ghetto Mauern zum Segen der Menschheit hervorströmten. . . Eine jüdische Universität? Ich glaube nicht, daß irgendjemand hier sich unter einer Universität in Jerusalem etwas anderes als eine jüdische Universität vorstellen kann. Die Forderung, daß die Universität jüdisch sei, gründet sich auf die Werte, die die Juden von diesem Land aus der Welt gegeben haben. . . Die Universität wird der Brennpunkt für das Wiedererstehen unseres jüdischen Bewußtseins werden, das jetzt so gering ist, weil es über die ganze Welt verstreut ist. Die Vorlesungen werden in hebräischer Sprache gehalten werden. Die Universität werde sich hauptsächlich mit archäologischen, bakteriologisch-hygienischen, geologischen, technischen, klimatologischen Forschungen beschäftigen, aber natürlich auch mit der besonders jüdischen Wissenschaft, philosophischen und religionswissenschaftlichen Studien; auch die humanistischen Disziplinen sollen besonders berücksichtigt werden. Dem Wesen des jüdischen Geisteslebens, das keine Bildungscheidung der Klassen in europäischem Sinn kennt, entspricht es, daß die neue Universität nicht eine bloße Gelehrtenakademie sein sondern allen Schichten des Volkes dienstbar werden soll. »Während sie versuchen wird das höchste wissenschaftliche Niveau zu erreichen, muß die Universität gleichzeitig allen Klassen des Volkes zugänglich gemacht werden. . . So wird die Universität auf die Nation in ihrer Gesamtheit ihren segensreichen Einfluß ausüben. . . Hier soll Israels wandernde Seele ihren Hafen erreichen: seine Kraft soll sich

nicht länger in rastloser und vergeblicher Wanderung erschöpfen.«

Der Bau der Universität soll sofort nach Friedensschluß beginnen, für die Bibliothek sind die ersten Sammlungen bereits vorhanden. Es ist zu hoffen, daß die sittlich-geistige Kraft, die sich gerade in den Ostjuden so lebendig erhielt, bei dieser ersten jüdischen Universität den Willen zum Schaffen in Leistungen betätigen wird, die nicht nur dem Judentum sondern der Menschheit dienen.

Freimaurerei Im Jahr 1917 konnte eine Bewegung ihr 200jähriges Jubiläum begehen, die einst

in ganz Europa eine gewaltige Bedeutung besaß, die hervorragendsten Geister zu ihren Mitgliedern zählte und, wie manche ihrer Anhänger behaupten, auch jetzt wieder einer innern Erneuerung entgegensieht: die Freimaurerei. Da diese Bewegung bis jetzt nur einmal in dieser Rundschau (1914 I, Seite 574 f.) gestreift wurde, so verlohnt es sich wohl sie jetzt etwas ausführlicher zu behandeln. Es ist allerdings schwer ihren wirklichen Sinn darzulegen. Sie hat eine außerordentlich reiche Literatur hervorgebracht, die schon 1844 von Kloss in einer 5381 Nummern umfassenden Bibliographie zusammengestellt wurde. Im ganzen sind bisher über 10 000 Schriften in allen Sprachen erschienen, die bedeutendsten darunter deutsche Werke.

Der eigentliche Ursprung des Freimaurertums ist in Dunkel gehüllt. Eine Fülle von Mythen und Sagen umspann seine Geschichte, geheimnisvolle Zusammenhänge mit den ältesten Mysterien der Menschheit und den heiligen Büchern der Juden, Babylonier, Inder usw. wurden konstruiert, um die Phantasie der Maurer mitzureißen. Jedenfalls geht das Maurertum aus den Bünden oder Bauhütten wirklicher Maurer und Steinmetzen hervor, wie sie in Deutschland, England und anderen Ländern schon im 13. Jahrhundert bestanden. Diese Maurerbünde, in denen die Baukunst und ihre Hilfswissenschaften gelehrt wurden und die an großen Bauten schaffenden Bauleute in geselliger und geistiger Verbrüderung lebten, haben wahrscheinlich schon viele der äußeren Symbole des Freimaurertums ausgebildet. Verschiedene solche Symbole und Abzeichen finden sich in den großen Kirchenbauten an besonderen Stellen eingemeißelt. Auch sollen die Baubünde bereits das Vorläufer der ättlichen und freireligiösen Anschauungen des spätern Maurertums ge-

wesen sein und kirchlich Verfolgten oft eine Zufluchtsstatt geboten haben. Das Gründungsjahr des wirklichen Freimaurertums ist 1717. Damals schlossen sich die 4 Londoner Baubünde oder Logen (Loge = logium heißt Gelage nach den Zusammenkünften der Brüder im Freien) zu einer Großloge zusammen, und zwar unter Führung eines hugenotischen Naturphilosophen Theophile Desaguliers und eines schottischen Dissenterpredigers James Anderson. Zugleich lösten sie sich von dem ursprünglichen Kern der Maurenbünde, der eigentlichen Maurerei oder Baulehre, los. 1723 verfaßte Anderson das erste geschriebene Gesetzbuch der Freimaurer, das sogenannte Konstitutionenbuch, eine Sammlung der alten Grundgesetze der Maurerbünde, auch die Alten Pflichten der Freimaurer genannt, das in dem ersten Hauptpunkt die noch heute gültigen Maurerprinzipien zusammenfaßt. »Der Maurer«, heißt es darin, »ist durch seinen Beruf verbunden dem Sittengesetze zu gehorchen, und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein dummer Gottesleugner [stupide atheiste] noch ein Wüstling ohne Religion [irreligious libertine] sein. Aber obgleich in alten Zeiten die Maurer verpflichtet waren in jedem Land von der jedesmaligen Religion des Landes oder der Nation zu sein, so hält man doch jetzt für ratsam sie bloß zu der Religion zu verpflichten, in der alle Menschen übereinstimmen, und jedem seine besondere Meinung zu lassen; das heißt sie sollen gute und treue Männer sein oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was für Sekten oder Glaubensmeinungen sie auch sonst sich unterscheiden. Hierdurch wird die Maurerei Mittelpunkt der Vereinigung und das Mittel treue Freundschaft unter Personen zu stiften, die sonst in beständiger Entfernung hätten bleiben müssen.« Auf diese erste grundsätzliche Kundgebung weist auch jetzt noch jeder Freimaurer hin, der dem Sinn seiner Vereinigung deuten will. Dieser Sinn liegt in dem Zusammenschluß von Menschen nur auf Grund ihres Menschentums, der allgemeinen Idee der Sittlichkeit, Güte und Menschenliebe, die Anhänger der verschiedensten Religionen, Überzeugungen und Glaubenssysteme mit einander verbinden. Die Freimaurerei soll die Bruderschaft zu diesem reinen Menschheitsgedanken erziehen. Diese Erziehung geht, wie ein neuerer Historiker des Maurertums, Otto Caspari, es ausdrückt, auf die »ästhetisch-sittliche Erhebung der Tätig-

keit des inneren Ichs«. Der Adept solle unter der Führung der Brüder in der Loge das »moralische Sehen« lernen; die Kirche erziehe zum Glauben, die Freimaurerei an erster Stelle zur Liebe. Der Freimaurer beuge sich keiner Autorität sondern nur der »Autonomie der innern Vernunft«.

Bei diesen Zielen allgemeiner Menschenliebe und Menschenachtung, dem Glauben an die Gleichberechtigung alles Sittlich-Menschlichen, muß eine in den Gesetzen aller Bünde durchgehende Vorschrift allerdings seltsam berühren: der allgemeine Ausschluß der Frauen. Schreibt er sich nur von der Entstehung des Maurertums aus der wirklichen Werkmaurerei her, oder spiegelt sich darin die auch dem 18. Jahrhundert noch ganz selbstverständliche Minderwertung des weiblichen Geschlechts? Auffällig ist, daß auch die modernen Verkünder der Lehre kaum je auf den Anachronismus dieser Ausschlußtheorie verweisen und sie nach dieser Richtung zu vervollkommen suchen.

Von 1717 an breitete sich das Maurerwesen rasch zunächst über ganz Großbritannien, dann auch im übrigen Europa und in den außereuropäischen Kulturländern aus. In England existierten 1725 bereits 52 Logen, 1732 109, 1784 181. Nach Frankreich griff die Bewegung sehr bald über; sie nahm dort, wie überhaupt in den romanischen Ländern, einen besonders, mehr politischen Charakter an. In Deutschland entstanden die ersten Logen in den dreißig Jahren des 18. Jahrhunderts. 1738 trat Friedrich II. als Kronprinz einer Loge bei, 1740 erklärte er sich als König zum Großmeister der deutschen Logen. Noch jetzt wird von den Freimaurern fortwährend auf seine Anhängerschaft an die Ideen des Ordens hingewiesen, wird er als echter Vertreter seiner Toleranz- und freigeistigen Ideale gefeiert. Goethe, Lessing (Gespräche für Freimaurer), Herder, Fichte, Wilhelm von Humboldt und andere werden als berühmte Freimaurer genannt. Umgekehrt wurden die Logen schon seit ihrem Bestehen überall, besonders von der katholischen Kirche verfolgt. Man witterte in ihren Geheimzusammenkünften revolutionäre Verschwörungen und Mittelpunkte antiklerikaler Propaganda. Bereits 1738 erließ Clemens XII. einen Bannfluch gegen die Logen. Ihm folgten später Pius VII., Leo XII. und Pius IX. Der Klerus erblickte eine gefährliche Gegnerschaft in einer Lehre, die vor allem andern religiöse Toleranz auf ihre Fahnen geschrie-

ben hatte. Ihr verdankte die Freimaurerei ihre Ausbreitung und ihren geistigen Einfluß im 18. Jahrhundert. Im Widerstreit zu den Religionskämpfen zwischen Katholizismus und Protestantismus wie zwischen den zahlreichen sich behelfenden protestantischen Sekten scharten sich unter dem Einfluß der Humanitätsideen der vorrevolutionären Epoche in den Bruderlogen damals in allen Kulturländern die Freidenkenden zu einem Bund der Toleranz und Moral zusammen, der die ganze Menschheit umspannen sollte. »Über die praktischen und moralischen Ideen«, sagt Caspari, »kann daher ein allumfassendes geistiges Band geschlungen werden. . . Ihre Wohltat, Güte, Nächstenliebe . . . versteht nicht nur der Buddhist und Japaner, sondern selbst der Wilde.« (Und doch, welch merkwürdiger Widerspruch, waren die Juden aus den deutschen Logen ausgeschlossen.)

Was die religiösen Vorstellungen der Freimaurer anlangt, so hat die Entwicklung in verschiedenen Ländern zum Teil verschiedene Bahnen eingeschlagen. Bei den romanischen Nationen, besonders in Frankreich, verkündeten die Logen eine ausgeprägt religionslose Moral. In ihren Kreisen fand der ganze revolutionäre Gedankenkomplex des 18. Jahrhunderts fruchtbaren Boden. Vor allem keimte hier auch der Same politischer Freiheit. In den französisch-romanischen Ländern greift deshalb das Freimaurertum weit tiefer in das geschichtliche Leben ein als in den germanischen. Seine geistigen Einwirkungen dort zu schildern muß gelegentlich einer besondern Erörterung vorbehalten bleiben. Es sei nur noch bemerkt, was jetzt von Interesse sein dürfte, daß die ersten Fäden revolutionärer Bewegungen sich auch in Rußland in den Freimaurerbünden angesponnen haben. Die Dekabristenvereinigungen gehen zum Teil auf Freimaurerlogen zurück; der Geist religiöser und menschlicher Freiheit, der in ihnen lebte, entlud sich auch hier sehr bald in politischen Revolutionsideen. In Großbritannien, im wesentlichen auch in Amerika, blieb die Freimaurerei dagegen bei aller Betonung des Toleranzgedankens von ihren Ursprüngen an religiös durchaus positiv. Die englischen wie einzelne deutsche Logen waren stets ausgesprochen theistisch. Der Glaube an einen persönlichen Gott und seine Jenseitswelt ist ihnen unbedingte Voraussetzung der Bundesbrüderschaft. Die Mehrzahl der deutschen Logen nimmt eine mittlere Stellung ein. Einer ihrer Theoreti-

ker, Otto Neumann, erklärt, der Freimaurer glaube »an Gott, an die sittliche Weltordnung und an die Unsterblichkeit der Seele«, ein »atheistischer Freimaurer« habe »aufgehört Freimaurer zu sein«. Manche Brüderschaften wollen, ohne einen Gottes- oder Jenseitsglauben vorzuschreiben, ihre Adepten durch ihre Lehre dahin führen. Gott ist ihnen der Weltenbaumeister, der die Welt nach »konstitutionellen«, das heißt nach ewigen Gesetzen lenkt. Alle dogmatischen Streitpunkte des Christentums aber: die Idee der Dreieinigkeit, der Eintritt des Bösen in die Welt usw., sollen aus den Logen ferngehalten werden. Trotzdem nahm die Freimaurerei lange Zeit einen spezifisch christlichen Charakter an. Das war auch der offizielle Grund, weshalb die Juden von zahlreichen Logen ausgeschlossen blieben, worauf sich dann später besondere jüdische Logen bildeten. Die Geschichte des Freimaurertums zeigt überhaupt ein buntes Bild. Sehr bald nach seiner Entstehung kamen alle möglichen Ausartungen auf, so das besonders in Schottland gepflegte Hochgradwesen, das im Gegensatz zu den allgemein festgehaltenen drei Maurergraden eine Fülle von Würden einfuhrte und das Ganze so zu einem kindischen Spiel der Eitelkeiten herabwürdigte. Ebenso schlichen sich andere Sonderbestrebungen in die Logen ein: alchemistische, theosophische Strömungen usw. finden sich vielfach im 18. Jahrhundert.

In der Gegenwart scheint die geistige Rolle des Freimaurertums ziemlich ausgespielt zu sein. Seine Grundidee kann in den ganz veränderten religiös-philosophischen Bewegungen von heute kaum noch eigene Werbekraft entfalten. Ethische und humanitäre Gesellschaften aller Art haben längst seine Aufgaben übernommen. Symbolik und Geheimlehre der Logen sind zu totem Formenwesen geworden, und der persönliche Zusammenschluß der Brüder erschöpft sich in Gesellschafts- und Unterstützungsorganisationen. Dieser Verfall wird von den Anhängern des Bundes meist offen zugegeben. Trotzdem hat das Maurertum äußerlich noch immer eine starke Ausbreitung. Im Ausland wurden 1909 149 Großlogen und zahlreiche Tochterlogen gezählt, 103 Zeitschriften und 10 Kalender dienten ihnen zur Propaganda. In Deutschland existierten im gleichen Jahr 400 anerkannte Logen (9 sogenannte Großlogen) mit mehr als 50 000 Mitgliedern. Auch hier wurden noch 20 Zeitschriften herausgegeben. 2 der 9 Großlogen nehmen nur christliche Mit-

glieder auf. Die jüdische Loge Bne Brith wie eine ganze Anzahl anderer Orden und Logen verschiedenster Natur (Odd-Fellow, Druidenorden, Illuminaten, auch Frauenlogen) werden offiziell nicht anerkannt.

Bestrebungen nach einer innern Reform und Neuorganisation des Freimaurertums machten sich immer von neuem geltend. Sie knüpften sich zunächst in Deutschland an den Namen Hermann Settegasts, der den Bündeln wieder geistigen Gehalt zu geben suchte. Um der innern und äußern Zersplitterung entgegenzuwirken, strebte man eine Vereinigung herbeizuführen; 1872 bildete sich der Deutsche Großlogenbund, der jede konfessionelle Färbung, das Bekenntnis zum Atheismus ebenso wie zu einem dogmatisch bestimmten Gottesbegriff prinzipiell ablehnt. Zu etwas anderen Zwecken hatten schon 1861 Schauberg und Rudolf Seydel einen Verein deutscher Freimaurer ins Leben gerufen. Dieser will die Maurerei wissenschaftlich und praktisch weiterführen, Organisation, theoretische Veröffentlichungen und dergleichen fördern. Ebenso existiert in der Schweiz ein internationales Bureau für maurerische Beziehungen, das sich wissenschaftlich statistischen Arbeiten widmet und auch einen Kalender der Weltfreimaurerei herausgibt.

Die alljährlich erscheinenden literarischen Arbeiten über Freimaurertum sind noch immer sehr zahlreich. Unter den Veröffentlichungen der letzten Jahre sei als Beispiel der Bemühungen zur Wiedervertiefung der Bundesideen ein Buch Diedrich Bischoffs Vom vaterländischen Beruf der deutschen Freimaurer / Berlin, Unger/ genannt. Der Verfasser will den Freimaurergedanken in eine innere Beziehung zu dem Ideenkreis unserer Tage rücken; das Gemeinschaftsbewußtsein, das im Sinn der »Verbundenheit mit etwas Höherm« in den Logen gepflegt werde, präge sich auch in der »unsichtbaren Kirche« aus, die, aus der Not des Weltkriegs geboren, die Deutschen umschloß und in dem »Geist von 1914« ihren Ausdruck fand. Diesen Geist zu erhalten und fortzupflanzen bedürfte es aber einer Gemeinschaft, die Schule und Erziehung, Wissenschaft und Kunst damit durchtränke. Hier fänden auch die Weltfriedensbestrebungen die geeignetste Stätte, die sich durch die Friedensgesellschaften allein nicht durchzusetzen vermöchten. (Welchen andern Weg zu ihrer Durchführung hätten wohl die Logen?) Auch soll durch das »Welten der

neuen geistigen Nebenregierung« die künftige deutsche Kulturentwicklung vor der »verhängnisvollen kommunistischen Wahnpolitik« behütet werden. Zur Erreichung ihrer Zwecke sollen die Logen auch Außenmissionsarbeit treiben. Das also soll der vaterländische Beruf des Freimaurertums sein: der Geist von 1914! Ein anderer Propagandist des modernen Freimaurertums, Ernst Horneffer, sieht (im 4. Heft der Schriftenreihe Der freimaurerische Gedanke / Jena, Diederichs/) die Aufgabe des Bundes auch heute noch in der »Gegenwirkung gegen die religiöse und sittliche Zersplitterung der europäischen Menschheit« durch die ihm eigentümliche Symbolik, die Theismus, Pantheismus und Dämonismus zugleich umschließe. In der gleichen Schrift entwickelt Johannes Tiedje richtig, daß sich allmählich die Idee der Arbeit als des höchsten Ausdrucks des göttlichen Schaffens im Menschen herausgebildet habe. Nur begreift man nicht recht, wie damit die Bedeutung des Maurertums für uns erwiesen werden solle.

In dem Rahmen der Freimaurerei war einst eine historische Aufgabe zu erfüllen, und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit mag bei dem rein geistigen Charakter der Bewegung oft unterschätzt worden sein. Heute stehen wir vor anderen Zielen und brauchen andere Mittel uns ihnen zu nähern.

Totenliste Im Alter von 55 Jahren starb in Greifswald am 8. Juli der Ordinararius der romanischen Philologie Gustav Thura u. Er hat verschiedene Arbeiten über französische Literatur und Kultur und eine historische Syntax der französischen Sprache verfaßt. Im Verein mit Kaluza gab er seit 1902 die Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht heraus.

Am 18. September starb in Toulon, 65 Jahre alt, Charles Bayet, der frühere Generaldirektor des höhern Unterrichts in Frankreich. Er war korrespondierendes Mitglied der Pariser Akademie der Inschriften. Er agitierte in Frankreich lebhaft für die Einführung des religionslosen Unterrichts.

In Berlin starb am 1. Oktober, 51 Jahre alt, der Leiter der akademischen Auskunftsstelle der Universität Berlin und Hilfsarbeiter in Kultusministerium Wilhelm Paszkowski. Er beschäftigte sich mit philosophischen Fragen und neu-sprachlichen Studien. Seit 1904 leitete

er die Akademische Auskunftsstelle, die (angeblich) im Interesse der ausländischen Studierenden gegründet war, seit 1905 die Sprachkurse für Ausländer an der Handelshochschule und endlich auch das Studienhaus für Ausländer. Ebenfalls für ausländische Studenten war sein viel benutztes Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und des deutschen Geisteslebens bestimmt. Nach der Neugründung der Warschauer Universität in der deutschen Okkupationsära übernahm er dort Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur.

Kriegepublikationen Von Max Adler erschien eine kleine Broschüre Bildung und Krieg /Wien,

Brand/, offenbar die Wiedergabe eines Vortrags in einer Studentenversammlung, die für einen Verständigungsfrieden demonstrieren wollte. Das erklärt Ton und Inhalt des Schriftchens. Adler weist auf die Zwiespältigkeit der kapitalistischen Gesellschaft hin, in der die Liebe zur eigenen Nation in Wahrheit zum Deckmantel für die Besitzinteressen wird, die auch den Weltkrieg verschuldet hätten. Die Gebildeten, die diesen Zusammenhang erkennen und in dem Chorus des Hasses gerechte Gesinnung auch gegen den Kriegsgegner hätten wahrnehmen müssen, haben völlig versagt; »als ob die Mobilisierung nicht bloß eine Rekrutierung der Menschen sondern auch der Gedanken und Gefühle gewesen wäre, schwenkte der ganze geistige Heerbann mit nur wenigen rühmenswürdigen Ausnahmen . . . in einen Chorus der Verherrlichung des Krieges ein«. Die Arbeiter und Frauen als Unterdrückte der heutigen Gesellschaft und die Studenten als Träger der Zukunft hätten die Aufgabe jenseits Armee zu bilden, die »die große Durchbruchschlacht zu schlagen haben wird, in der erst wirkliche und dauernde Siege errichtet werden, die Siege der Vernunft und der Solidarität alles Menschlichen«. Positiv gibt Adler den Studenten aber auch nicht mehr als allgemeine, freilich von edlem Geist erfüllte Mahnungen. Seine Voraussagen haben sich bereits selbst ad absurdum geführt, wenn er auf Trotzki und Lenin weist, unter deren Führung das russische Volk gezeigt habe, »daß man die Macht noch zu etwas andern benutzen kann als zur Unterwerfung und zur Zerstörung. Unvergänglich wird diese große Arbeiterrevolution durch die Geschichte leuchten, die Gewalt nur angewendet und Blut nur vergossen hat [!], um die Anhänger des

Krieges niederzuschlagen.« Leider haben die Bolschewiki inzwischen Blut in Strömen zu ganz anderen Zwecken vergossen; und sie sind jetzt gerade die eigentlichen Kriegshetzer, die Deutschland auf neue gegen die Entente treiben wollen.

Kurze Chronik Am 20. und 21. September tagte in Berlin ein Jugendfürsorgetag, den der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit einberufen hatte. Er behandelte die neu gegründeten Jugendämter und die einschlägige Gesetzgebung. In der zum Schluß angenommenen Resolution forderte er ein Reichsgesetz, das den Bundesstaaten baldigst die Einrichtung von Jugendämtern in Stadt und Land zur Pflicht machen soll. ◊ In Rothenburg ob der Tauber traten im Oktober dieses Jahres zum erstenmal die Vertreter der großen Volksbildungsvereinigungen zu einer Tagung zusammen. Die Konferenz umschloß alle deutschen und österreichischen Volksbildungsorganisationen, gleichviel welcher Richtung und Partei. Das Thema der Besprechungen bildete die freie Volksbildungsarbeit nach dem Krieg. Die Mehrzahl der Teilnehmer trat besonders für die Veranstaltung von Einzelkursen und für die Gründung von Volkshochschulen ein. ◊ Im August tagte in Göttingen ein Esperantokongreß, der auch eine Ausstellung von Esperantobüchern und -zeitschriften veranstaltet hatte. Esperantolehrbücher sind danach schon in 30 bis 40 Sprachen herausgegeben. Viele Werke der Größten in der Weltliteratur: Homer, Shakespeare, Molière, Goethe, Schiller, Heine, Strindberg, Turgenjew, Tolstoj und andere sind zum Teil in Esperanto übertragen; auch die Bibel, freilich noch nicht vollständig. Der Kongreß beschloß für ein Zamenhofdenkmal zu sammeln, das nach Kriegsende in Warschau errichtet werden soll. ◊ 4 neue Universitäten sind in Indien geplant. Die in Mysore, Benares, Puna sind schon eröffnet; in Mysore soll indische Philologie getrieben werden, in Benares orientalische Sprachen, Theologie, Kunstgeschichte, Naturwissenschaften, Rechtswissenschaften, Medizin, Technik und Handelswissenschaft; das Vermögen dieser Universität beträgt bereits 140 Millionen Mark. Puna ist, wie hier bereits in der Rundschau Frauenbewegung erwähnt wurde, Frauenuniversität. Die Universität in Dacca soll erst geschaffen werden. ◊ Auch in Südafrika wur-

den in den Kriegsjahren Universitäten gegründet: in Capstadt eine Universität mit dem Sitz in Groote Schuur, ferner je eine Universität in Stellenbosch und Pretoria. ◊ In Görlitz wurde Ende September eine Volkshochschule eröffnet. ◊ Eine ländliche Volkshochschule für Mädchen wurde im Oktober vom Verein für ländliche Wohlfahrtspflege in Leibenzell in Württemberg gegründet. Sie soll die Schülerinnen für 4½ Monat zu vollständigem Zusammenleben aufnehmen. In dem Lehrplan stehen außer den hauswirtschaftlichen Fächern und der Ausbildung in Säuglings- und Kinderpflege auch Lebenskunde (Weltanschauungs-, Tagesfragen), Deutsch, Geschichte, Naturkunde, ferner Gesang und Turnen. ◊ Zur Feier ihres 100jährigen Bestehens am 4. Mai dieses Jahres gab die bekannte, verdiente Verlagsbuchhandlung J. P. Bachem in Köln eine Denkschrift über ihren und den Werdegang der von ihr verlegten, 1860 gegründeten Kölnischen Volkszeitung heraus. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß die Kölnische Volkszeitung die einzige große deutsche Tageszeitung ist, die in Antiquaschrift erscheint: ein sehr nachahmenswertes Beispiel, dem nachzueifern in der freien deutschen Republik nun auch bald andere Blätter den Mut finden sollten. ◊ Zur Frage »Fraktur oder Antiqua?« sei hier noch mitgeteilt, daß auch die von Maximilian Harden herausgegebene Zukunft vor einiger Zeit erfreulicherweise ihr langjähriges Frakturkleid abgelegt hat und zur Antiqua übergegangen ist. Diese gibt der Zeitschrift eine viel schönere äußere Erscheinung als früher, sie vergrößert ihre Lesbarkeit und wahrscheinlich auch ihre internationale Geltung. ◊ Der Lübecker Stadtschulrat Jakob Wychgram feierte am 1. September seinen 60. Geburtstag. Er ist als Förderer der höhern Mädchenschulbildung bekannt; seit 1892 redigiert er die bei Teubner erscheinende Monatschrift Frauenbildung. Von 1900 bis 1908 war er Direktor der Augustaschule in Berlin, von hier siedelte er als Leiter des Schulwesens nach Lübeck über. Während des Krieges gab er das Sammelwerk Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft heraus /Leipzig, Nemnich/.

Literatur

Das 27. Heft der Tatflugschriften /Jena, Diederichs/ bringt eine sehr lesenswerte Abhandlung von Eduard Weitsch, betitelt Was soll eine deutsche Volks-

hochschule sein und leisten? Sie rührt an ein Problem, das in naher Zeit auch in Deutschland aktuell werden dürfte; schon in den letzten Jahren hat man aus verschiedenen Kreisen heraus Propaganda für die Gründung von Volkshochschulen nach nordischem Muster gemacht, und vor kurzem hat sich auch ein Verein zu diesem Zweck gebildet. Die Frage, die in dieser Rundschau im Zusammenhang mit den Arbeiterbildungsbestrebungen schon einmal (1917 III, Seite 1088 ff.) kurz behandelt wurde, wird in der Partei noch sehr eingehend diskutiert werden müssen. Die vorliegende kleine Schrift gibt dazu manche wertvolle Anregung. Sehr richtig nennt der Verfasser die Volksbildung, wie sie gegenwärtig durch Vorträge, Vorlesungszyklen, Volksbibliotheken usw. betrieben wird, mehr extensiv als intensiv, weil sie sich wahllos an die Masse wendet, ohne dem ernstestrebenden einzelnen eigentlich irgendeine geistige Führung zu bieten. Die dänische und schwedische Volkshochschule greift dagegen einen kleinen Kreis junger erkenntnisthungriger Menschen heraus, führt sie für einige Zeit aus ihrem Beruf fort in eine natur-schöne ländliche Umgebung, zu engerster Lebensgemeinschaft auch mit den Lehrern und sucht sie in ihrem ganzen menschlichen Sein zu vertiefen und zu durchbilden: »Die Volkshochschule soll sein eine stille Stätte im Lande, in welcher die besten Kräfte der Jugend im nachfortbildungsschulpflichtigen Alter ein halbes Jahr Zuflucht suchen können, um außerhalb der Tretmühle beruflicher Hast . . . sich in aller Schlichtheit . . . mit den Kulturgütern ihres Volkes [nur ihres?] zu beschäftigen.« Sie kann deshalb »auf alles verzichten, was der Gebildete im allgemeinen wissen muß, denn der Gebildete ist nicht ihr Ziel, sondern der Geistige«. Sie soll »alles Utilitaristische vermeiden« und »bewußt unwissenschaftlich sein, ungefähr so wie eine gute Predigt untheologisch sein muß, weil sie Christen, nicht Vikare bilden soll«. Ebenso in der Kunst: »Es gilt nicht eine Dichtung als Kunstwerk zu würdigen, sondern als Schicksal mitzuerleben.« Nur ernste und sittliche Menschen können überhaupt Bildung (nicht im konventionellen sondern im menschlichen Sinn) gewinnen. Die Schwierigkeit des Ausleseproblems, die sich daraus ergibt, hat aber auch Weitsch mit seinen Vorschlägen nicht gelöst. Solche Menschen kann man eben nicht aus irgendeinem Kreis nach irgendeiner Begabung wählen. Die

Bildungsstätte müßte vielmehr jedem offenstehen, der sie sucht und lernen und wachsen will. Nur im Zusammenhang mit der gesamten Idee der Volkserziehung läßt sich im Grunde deshalb der Wert von Volkshochschulen und ihre beste Form entwickeln.

WISSENSCHAFT

Biologie / Adolf Koelsch

Genotypus, Phänotypus Der Däne W. Johansen, das geistige Haupt der sogenannten Neumendelianer, Professor der Botanik in Kopenhagen, veröffentlichte im 11. Heft der Naturwissenschaften im Anschluß an eine Besprechung der Gauppschen Weismannbiographie einen glänzenden, überaus lesenswerten Essay, der nicht nur als bündige Auseinandersetzung mit Weismanns bekannter Keimplasmatheorie und der durch sie gegebenen Auffassung des Vererbungsgeschehens sehr wertvoll ist sondern aus zwei weiteren Gründen besondere Aufmerksamkeit verdient. Einmal zeigt er, daß Johanssen selbst nicht das mindeste gemein hat und gemein haben will mit jenen deutschen Karikaturisten seiner Lehre, über deren Treiben in dem Artikel Bayreuther Biologie (in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 748 ff.) von mir ein Licht aufgesteckt worden ist. Zweitens läßt er erkennen, daß Johanssens persönliche und überaus charakteristische Auffassung der Vererbungsstatsachen sich in wesentlichen Punkten von ihrem früheren Radikalismus abgesetzt und so weit geklärt hat, daß unsympathische und angreifbare Züge ganz aus dem Bild verschwunden sind und Mißdeutungen nicht mehr so leicht unterlaufen können. Seit Weismanns Keimplasmatheorie auf der einen, den merkwürdigen Ergebnissen der mit reinen Linien arbeitenden modernen experimentellen Züchtungskunde auf der andern Seite steht im Mittelpunkt der Vererbungsdiskussionen die Frage, in welchem Verhältnis das fertige Lebewesen mit allen seinen körperlichen und seelischen Eigenschaften zu der Keimplasmasmasse steht, aus der es sich während der Embryonalzeit allmählich entwickelt. In der von Johanssen eingeführten Kunstsprache wird der fertige Typus, den wir zu sehen bekommen, das erschienene Gebilde also, der Phänotypus genannt, der Anlagebestand des Keimplasmas hingegen, und zwar in der Gesamtheit aller seiner Bestimmungsstücke, einerlei ob sie sich wäh-

rend der Embryonalentwicklung realisieren oder nicht, wird als Genotypus bezeichnet. Diese Begriffsbestimmung ist nun aber so allgemein, daß sie praktisch alle möglichen Deutungen zuläßt. Andererseits kann die schärfere Begriffsbestimmung, die wir herbeiwünschen, nicht geleistet werden, bevor die Naturtatsachen selbst die Richtung angeben, in der sie sich zu bewegen hat. Naturtatsachen dieser Art sind mit der Zeit herbeigebracht worden, so daß Johanssen sich zu folgenden Aussagen berechtigt glaubt:

Der Genotypus ist, im Gegensatz zu Weismanns Keimplasma, das als eine Summe selbständig lebender, kleiner, hermetisch gegen die Beeinflussung durch das Soma abgeschlossener Wesen aufgefaßt wird, nicht ein vom Phänotypus, also vom fertigen Geschöpf, absolut verschiedener Teil des Ganzen, sondern »die schon im befruchteten Ei gegebene Konstitution, welche die Reaktionsnormen bedingt, somit alle Möglichkeiten für die ganze persönliche Entwicklung des betreffenden Individuums bestimmt. Der Genotypus durchdringt prägend den ganzen Organismus.« Er bedingt somit »den Inbegriff aller Entwicklungsmöglichkeiten, die das bei der Befruchtung gebildete Individuum besitzt«, aber in ganz andern Sinn als das Keimplasma Weismanns: ungefähr so nämlich, wie eine chemische Konstitutionsformel alle Reaktionsmöglichkeiten ausdrücken müßte, wenn sie so vollständig durchgeführt wäre, daß sie auch den Hinweis auf alle Aggregatzustände des betreffenden Stoffes und sein Verhalten in ihnen enthält. Der Phänotypus hingegen ist »der ganze Charakter des verwirklichten Individuums«. Er ist »absolut abhängig von der betreffenden genotypischen Konstitution und den bei der Entwicklung gegebenen Lebenslagefaktoren. Wenn besondere Lebenslagefaktoren den sich entwickelnden Organismus derartig beeinflussen, daß sein Phänotypus von der gewöhnlichen Beschaffenheit Abweichungen zeigt, ist damit durchaus nicht gegeben, daß die genotypische Konstitution im geringsten geändert worden ist. Genotypische Änderungen scheinen überhaupt nur selten hervorgerufen zu werden.« Leider glaubt Johanssen noch immer an der Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften festhalten zu müssen, obgleich ihn weder die Naturtatsachen hierzu berechtigen, noch die *Schönheit seines Systems* ihn zu dieser Einseitigkeit zwingt.

Wünschelrute Über die physiologische Mechanik der Wünschelrute hat Oberfeldarzt H. Haenel vor kurzem eine ausgezeichnete kleine Arbeit herausgebracht /Stuttgart, Konrad Wittwer/, die zur Zerstörung ungerechtfertigter Vorurteile sehr wesentlich beitragen dürfte, weil sie, statt sich in Spekulationen zu verlieren, zum Kernpunkt ihrer Untersuchungen die Frage macht, was an physiologischen und statischen Veränderungen im Körper jedes Menschen vor sich geht, sobald die Rutengabel mit beiden Händen gefaßt und durch Auseinanderbiegen der Griffenden gespannt wird. Es war ein bezeichnendes Merkmal der ältern Wünschelrutenliteratur, daß man mit Ungeduld immer sofort die Frage nach der Beschaffenheit und dem Ursprung jener bewegenden Kräfte aufwarf, die sich beim Ausschlag der Rute spürbar machen und eben durch ihre Regsamkeit das Vorhandensein von Quellen, Erzgängen, Kohlenlagern und dergleichen anzeigen. In der Regel ist man dabei zu der Ansicht gekommen, daß es sich um die Wirksamkeit magnetischer, hygroskopischer, elektrischer oder auch ganz *okkult*er Kräfte handle, die den Rutenstab in den Händen des Trägers arbeiten lassen; über die Art und Weise, wie die Übertragung jener kraftlichen Einflüsse auf den Rutengänger erfolgt, hat man sich gleichfalls den Kopf zerbrochen, aber keine bestimmten und jedenfalls keine irgendwie befriedigenden oder praktisch nachprüfbaren Hypothesen gewagt. Dagegen ist es seltsamerweise keinem jener Theoretiker und auch keinem der grundsätzlichen Gegner des Wünschelrutenglaubens, wie man so gern und so gedankenlos zu sagen pflegt, bisher eingefallen, einmal zu prüfen, was für eine Bewegung man in der Gabelbewegung überhaupt vor sich hat und wie die rein körperlichen Bedingungen ihres Zustandekommens aussehen. Denn indem der Rutengänger einen gabelförmig gewachsenen Hasel-, Weiden-, Birken- oder Erlenweig, einen gabelförmigen Stahl- oder Spiraldraht an beiden Enden mit voller Handfläche faßt, bis zu höchster Spannungsfähigkeit auseinanderbiegt und mit fest an den Körper gepreßten Unterarmen vor sich hinhält, innerviert er seinen Leib, speziell die Arm-, Handgelenk- und Fingermuskeln, die dem elastischen Rückdehnungsbedürfnis der Gabel gerade auf dem Spannungshöhepunkt das Gleichgewicht hal-

ten, in ganz bestimmter Weise. Er sucht nämlich zu verhindern, daß die Rute dem natürlichen Annäherungsbestreben der Gabelenden nachgeben und eben dadurch den Ausschlag herbeiführen kann. Wie ist diese Innervation der verschiedenen Muskelgruppen und ihr gegenseitiges Spannungsverhältnis beschaffen?

In Haenels Schrift findet man diese Frage für alle von den Rutengängern beliebten Griffe und Rutenarten untersucht und jeden Einzelfall mit Photos erläutert. Seine Betrachtungen schließen mit dem Ergebnis ab, daß es für jeden Griff innerhalb eines Komplexes lauter kräftig innervierter Muskeln eine Gruppe gibt, die in einem Zustand labiler Entspannung verharrt. Sie ist es, in der die rutenbewegende Kraft ihren Angriffspunkt findet. Der Hergang ist dabei der, daß die geringe Spannung, in der diese Muskeln von Anfang an liegen, in gewissen Augenblicken versagt. Nun erfolgt, weil sich die übrigen Muskeln immer noch erfolgreich dem Spannungsdruck der Rute entgegensetzen, die typische Ausweichbewegung der Rute, die sie in ihre normale ungespannte Lage zurückgleiten läßt. Diese Entspannungsbewegung ist zugleich die Arbeitsbewegung der Rute, die das Vorhandensein von Wasser usw. anzeigt.

Der Rutenausschlag ist also nichts anderes als das Ergebnis des Wechselspiels zweier einander entgegenwirkender Kräfte: der natürlichen Elastizität der Rute und der spannenden Energie der Arm-, Hand- und Fingermuskulatur. Die Wünschelrute aber erscheint von diesem Gesichtspunkt aus nicht nur als ein Instrument, durch dessen Aufsetzen auf den Körper jener eigenartige Muskelzustand, der das Wechselspiel vorbereitet, herbeigeführt wird, sondern sie hat außerdem die vortreffliche Eigenschaft die feinsten Veränderungen der Muskelverfassung und ihrer zugehörigen Nervatur in stark vergrößertem Maßstab sichtbar zu machen: ungefähr wie der Schreib- und Vergrößerungshebel eines Wetterglases die unmerklichen Schwingungen feinsten Membranen in die Augenfälligkeit überträgt.

Warum befällt nun aber den Rutengänger gerade im Augenblick der Annäherung an Wasserarten oder unterirdische Hohlräume eine Art Nerven- und Muskelschwäche? Haenel bekennt, daß wir hierüber nur Vermutungen haben können, und hält es mit Rothe für das Wahrscheinlichste, daß eine direkte Be-

Einflussung des Nervensystems besonders empfindlicher Menschen durch die sogenannten rutenbewegenden Substanzen vorliegt. Radioaktive oder sonst unbekannte strahlenartige Einflüsse könnten die Erreger sein, indem sie bei besonders empfindlichen Menschen funktionelle Veränderungen der lebenden Gewebe und damit den Ausschlag bewirken. Hier wäre der Punkt, an dem die Forschung weitergeführt werden muß.

Totenliste In Heidelberg ist Mitte Oktober, 61jährig, der Botaniker Georg Klebs gestorben. Ostpreuße von Geburt, in bescheidensten Verhältnissen groß geworden, Schüler des Barys, Sachs und Pfeffers, wurde er als 30jähriger ordentlicher Professor in Basel. 1898 folgte er einem Ruf nach Halle, 1907 einem solchen nach Heidelberg. Er gehörte der experimentellen, mehr physiologisch arbeitenden und denkenden Richtung unter den Botanikern an, hat Wesentliches zu unserer Kenntnis der Bedingungen beigetragen, durch die die verschiedenen, in der Natur vorkommenden Fortpflanzungsarten niederer Organismen willkürlich hervorrufbar sind und beliebig in einander übergeführt werden können. Diese und andere Erfahrungen hat er in seinem Werk Willkürliche Entwicklungsänderungen bei Pflanzen /1903/ niedergelegt. Seither war er ununterbrochen mit Untersuchungen über die periodischen Erscheinungen in der Pflanzenwelt beschäftigt und mit Feststellung der Ursachen, von denen der periodische Laubtrieb und Blätterfall, das periodische, mit ganz bestimmten Jahreszeitenpunkten zusammenfallende Blühen und Früchten der Gewächse sowie die Fähigkeit zu Umrhythmisierungen abhängen. Er hat zu diesem Zweck beständig große Kulturen unter Aufsicht gehalten, auch 1910 eine Reise nach Java gemacht und sie zur Auspflanzung europäischer Gewächse in die Tropen benutzt. Die Versuchsergebnisse sind noch nicht absolut spruchreif. Hoffentlich findet sich ein zu ihrer Weiterführung geeigneter Kopf, der ebenso zäh und unermüdet wie Klebs sich dieser schwierigen Aufgabe hingibt.

Aus Erlangen meldet man den Tod des Anatomen Leo Gerlach. Er ist 77 Jahre alt geworden.

In Innsbruck starb der Professor für pathologische Anatomie Moritz Loewit im Alter von 67 Jahren.

Kurze Chronik Von den nordischen Staaten wird gemeinsam eine biologische Station auf den Fidschiinseln zum Zweck von Tiefseeforschungen errichtet werden. $\diamond$ Felix Bryk /Stockholm/ berichtete in der Zeitschrift Die Umschau über ein bisher unbekanntes, in seinem Besitz befindliches Manuskript Linnés aus dem Jahr 1747, Vorrede zu der Disputation eines Studenten, die Von der Vortrefflichkeit der schwedischen Natur betitelt ist. $\diamond$ Über den prähistorischen Menschen im Orient veröffentlichte Fr. Neophytis in der Pariser Zeitschrift L'Anthropologie einen instruktiven Aufsatz, der vorzüglich über die gesamten sehr reichen Ausgrabungsergebnisse in Ägypten, Syrien und Palästina berichtet. Die steinzeitlichen Kulturgeschichten sind abwärts bis ins Aurignacien nachgewiesen. $\diamond$ Der Hallenser Professor Ludwig Brüel wurde vertretungsweise mit der Besorgung der Geschäfte des Ordinariats für Zoologie an der Universität Freiburg im Breisgau beauftragt.

Religionswissenschaft / Herbert Kühnert

Griechische Religion	Noch immer gibt es weite Kreise, für die sich der Begriff griechische Religion ungefähr mit dem deckt, was in den Homerischen Gesängen als Glaube einer Herrschicht vorausgesetzt wird, die zwischen dem 10. und 8. Jahrhundert vor Christus an der Westküste Kleasiens lebte und aus Griechenland eingewandert war. Diese Anschauung begreift bestenfalls noch die Wandlungen in sich, die die homerische Religion auf dem Boden des europäischen Griechenlands bis in die Zeit Platons erfahren hat, läßt aber die Entwicklungsphase, die sich über die 2 vor der dorischen Wanderung liegenden Jahrtausende erstreckt, sowie diejenige, die sich an die klassische Zeit anschließt und die man die hellenistische nennt, so gut wie gänzlich außer acht. Hinzu kommt, daß auch die Zeit zwischen Homer und Platon mehr mit Rücksicht auf die Religiosität der herrschenden Schicht, der die meisten hervorragenden Dichter und Denker angehören, ins Auge gefaßt wird, während der breite Strom, der uralten religiösen Bestand durch das Medium der unteren Volksschichten bis in die Zeit fortwälzt, wo sich das Christentum auch über Griechenland ausbreitet, ebenfalls nicht die Beachtung findet, die er verdient.
----------------------	---

Die Aufrechterhaltung dieser einseitigen Auffassung, die längst nicht mehr dem Stand der gegenwärtigen Forschung entspricht, wird nicht nur durch die konventionellen Bahnen bewirkt, in denen sich der Unterricht an unseren höheren und höchsten Lehranstalten meist bewegt, sondern bis zu einem gewissen Grad auch durch den Mangel an gemeinverständlich und zusammenfassenden Werken, die den Gegenstand in der oben angedeuteten Weise behandeln.

Für die ägäische Periode, die sich zeitlich von der Steinzeit, bis kurz nach 3000 vor Christus, über frühe (3. Jahrtausend) und eigentliche (2. Jahrtausend) Bronzezeit bis zum Beginn der Eisenzeit (dorische Wanderungen: um 1200) erstreckt, räumlich sich über die Ostküste von Hellas, die Westküste von Kleinasien, die ägäischen Inseln, Kreta (Hauptsitz) ausdehnt und ihre Ausstrahlungen nach Sizilien, Unteritalien, Spanien, Ägypten, Zypern und dem Philisterland sendet, besitzen wir eine ausgezeichnete zusammenfassende Darstellung prähistorischer, historischer und philologischer Forschungsergebnisse in der Schrift R. von Lichtenbergs *Die ägäische Kultur, in der Sammlung Wissenschaft und Bildung* / Leipzig, Quelle & Meyer/. Das Ergebnis, zu dem dieser Autor über die wesentlichsten bisher erkennbaren Züge des ägäischen Religionstypus gelangt, ist folgendes: »Die wichtigste Gottheit war die mütterliche Gottheit, die zugleich Herrin des Lebens und des Todes ist. Obwohl sie in Bildern auf Ringen und Gemmen oft dargestellt wurde und in den kleinen als Sanktuarium ihr geweihten Kammern der Paläste Idole von ihr aufgestellt waren, blieb der gesamte Kult doch bildlos. Auch Tempel gab es noch nicht. Welche religiösen Handlungen in den kleinen Sanktuarien abgehalten wurden, ist vorläufig noch unklar; nur so viel wird durch die gefundenen Opfertafeln mit Vertiefungen oder aufgesetzten Näpfen gezeigt, daß Trankopfer dabei mit von großer Wichtigkeit waren, worauf auch die Krüge in den Händen von Dämonen oder in Verehrung sich nahender Menschen hindeuten. Auf jeden Fall konnten aber bei den Handlungen in den geweihten Kammern nur sehr wenige Menschen anwesend sein. Der allgemeine Kult fand in abgegrenzten heiligen Bezirken unter freiem Himmel statt. Die eigentliche Kultstätte in diesen Gärten oder Hainen war ein großer Götterthron, auf dem nach der Vorstellung der gläubigen Menge die Gott-

heit unsichtbar Platz nahm und an den davor vollzogenen, in feierlichen Aufzügen, Opfern, Musik und Tänzen bestehenden heiligen Handlungen teilnahm.« Viele Tatsachen deuten darauf hin, daß dieser Religionstypus in seinen Mythen, Symbolen, Festen und Riten schon von den ältesten Zeiten an ein nicht unbeachtliches Maß astraler Weisheit in sich barg. So muß die Besiegung des stierköpfigen Minotaurus im kretischen Labyrinth (einem stilisierten Eingeweide) durch Theseus sicher als kosmisch-astraler Mythos verstanden werden, der, in regelmäßig wiederkehrenden Festlichkeiten symbolisch (Opfer, Stierkampf, Reigen, Tanz) oder dramatisch sinnfällig gemacht, den Sieg der Sonne oder noch ursprünglicher wohl den des Mondes über das Ungeheuer der Finsternis darstellen soll. In den bildlichen Darstellungen verrät sich kosmisch-astraler Einschlag an der Anordnung von Tieren, die der Göttin beigegeben sind und die die 3 Reiche des Wassers (Fisch), der Erde (Wolf?) und der Luft (Vogel) bedeuten. Die *Scheidung* von Himmel und Erde wird versinnbildlicht durch eine Frau, die mit ausgebreiteten Händen durch einen von Weltenbaum (Himmel) und Schlange (Erde) gebildeten Kreis hindurchschreitet: ein Motiv, das seine Parallelen in der altpersischen wie in der altägyptischen Religion hat und noch in der christlichen Gnosis eine Rolle spielt. Unter den häufigen Symbolen, deren Bedeutung teilweise noch dunkel ist, sind zu nennen: Taube, Schiff, Säule, Schlange, Doppelaxt, Spirale, Hakenkreuz und anderes mehr. Eine große Rolle im Gesamtkult spielt das Stiermotiv, auf das vielleicht ein gewisses Licht geworfen wird durch die am Sarkophag von Hagia Triada auf Kreta aus dem 3. Jahrtausend befindlichen Bilder, in denen Totenopfer dargestellt werden. Auf dem einen Bild ein Stieropfer, wobei der Stier gefesselt und vielleicht bereits tot über 2 noch lebenden Kälbern hängt, davor ein Gefäß, aus dem Rauch aufsteigt; bei dem Stier steht eine Flötenspielerin, von seitwärts nahen 3 Frauenpaare. Auf dem zweiten Bild bringen 2 Männer je ein Kalb, vor ihnen schreitet ein Mann mit einem Gefäß, das möglicherweise zum Auffangen des Blutes bestimmt ist; der Oberkörper der Männer ist entblößt, der Unterkörper mit einem geschwänzten Fell bekleidet. Auf dem dritten Bild führen 3 Stufen zu einem Baum empor; dahinter steht ein mit Spiralmustern geschmückter alttarartiger Bau, und vor diesem ein in

Felle gekleideter Mann, der offenbar die Opferbringer erwartet. Überhaupt spielt der Totenkult in der ägäischen Religion eine große Rolle, wie die vielen Wohnungen nachahmenden Grabbauten, die mit Waffen, Schmuck, Kleidung, Nahrung, Gefäßen, Totenmasken und Göttinnenbildern angefüllt sind, erraten lassen. Betrachtet man die prähistorische Kultur der Ägäis mit Rücksicht auf das, was sie mit den entsprechenden prähistorischen Kulturtypen von Zentraleuropa und den östlich und südlich benachbarten Kulturkreisen, dem kleinasiatischen (phrygischen, hettitischen), semitischen (elamisch - sumerisch - babylonisch - assyrisch - syrischen) und ägyptischen, gemeinsam hat, so fällt die große Übereinstimmung mit dem Norden im materiellen, mit dem Orient im geistig-religiösen Besitz auf. Eine Art Mittelstellung nehmen dabei der phrygische und der hettitische ein, was ja bei ihrer geographischen Lage auch leicht verständlich ist. Die unterste Schicht der Ausgrabungen von Tell Halaf in Mesopotamien, die dem hettitischen Kulturkreis angehört, ist kulturell auf das engste einerseits mit der ältesten bekannten elamisch-sumerisch-babylonischen Kultur, andererseits mit der Kultur von Kreta und Mykene verwandt (siehe darüber auch Jeremias' Allgemeine Religionsgeschichte /München, Piper/, Seite 209 und 113). Auch das Hakenkreuz, das sich an ältesten troischen Idolen auf der Vulva der Göttin als Symbol für das keimende Menschenleben angebracht findet und in der gesamten Ägäis vielfach wiederkehrt, findet sich sowohl an Denkmälern der hettitisch-babylonischen wie der ältesten sumerischen Kultur. Andererseits ist das Darstellungsgebiet der mütterlichen Göttin, die in der Ägäis den Prototyp der in den eleusinischen Mysterien verehrten Kore-Persephone geliefert haben mag, und in der kleinasiatischen Kybele, der semitischen Istar, der ägyptischen Hathor ihre Parallelen hat, nicht etwa nur auf den Orient beschränkt sondern dehnt sich auch weit über Mitteleuropa aus. Diese zwar weniger zahlreichen mitteleuropäischen Denkmäler weisen sogar ein viel höheres Alter auf als die ägäischen. Solange wir noch nicht in der Lage sind die kretischen Inschriften, die ihrem Wesen nach mit den ägyptischen Hieroglyphen vergleichbar sind, zu entziffern, sind unsere schriftlichen Quellen über die ägäische Religion im wesentlichen die Homerischen Gesänge und Teile von Hesiod. Freilich ist zu berücksichtigen,

daß zur Zeit der Abfassung der Homerischen Epen die ägäische Kultur längst in die hellenische umgewandelt war. Dennoch wurzelt die hellenische Kultur wie in anderer so auch in religiöser Beziehung natürlich tief in der ältern ägäischen und erfährt gleich dieser mannigfache Veränderungen durch die Berührung mit den östlich von ihr gelagerten Kulturkreisen. Noch macht sich die Erinnerung an die alte ägäische Muttergöttin in weiblichen Gestalten des olympischen Götterhimmels, wie Demeter, Athene, Artemis und Aphrodite, bemerkbar. In der Ilias wird der Okeanos in Verbindung mit Tethys, der Urmutter, $\Theta\epsilon\omega\upsilon\gamma\epsilon\nu\epsilon\sigma\iota\varsigma$ genannt. Andere Züge, die bei Homer noch an die alte Religion erinnern, sind die Opfer von Stieren, Schafen, Menschen, Wein, die dem toten Patroklos dargebracht werden. An den alten Totenkult erinnert auch das Opfer, das Odysseus am Eingang in die Unterwelt darbringt. Nachklänge der Vorstellung von tiergestalteten Göttern und tierischen Gottheitsattributen finden sich massenhaft, zum Beispiel in den Beiwörtern $\gamma\lambda\upsilon\kappa\omega\pi\iota\varsigma$ und $\beta\omicron\omicron\omega\pi\iota\varsigma$ für Athene und Hera, in der Erzählung, wie Athene als Schwalbe auf dem Dachgebälk sitzend dem Freiermord zuschaut usw. Deutlich erkennbar ist, wie die olympischen Götter aus alten Lokalgöttern sowohl der Ägäis wie des vordern Orients emporgewachsen und unter der Wirkung eines vom Orient her waltenden mythologischen Stilgesetzes ihre hierarchische Gliederung erfahren haben. Der alte Berggott Zeus, der ursprünglich auf dem thessalischen Olympos gehaust haben mag, ist nun mit seinen Verehrern nach Süden gewandert, erobert alte Lokalkulte zu Dodona und auf Kreta und wird zum Gott des Himmels und damit zugleich zum Regenten der Welt. Apollon, aus Lykien in Kleinasien stammend, und als orientalischer Gott astraimythologische Züge aufweisend, die seinen Kult mit dem des Mondes (der himmlische Wanderer, der Zweigehörnte, der Silberboge, der den Wechsel der Zeiten angibt und mit dem Drachen Python kämpft) verknüpft erscheinen lassen, wird zum heilbringenden ($\sigma\omega\tau\eta\rho$) Sohn des obersten Himmelsgottes und zum Offenbarer seines Willens. Als solcher gelangt er in den Besitz des delphischen Orakels, das in prähellenischer Zeit einer alten Erdgöttin (Gaia oder Themis) gehört hatte. Sehr aufschlußreich über diesen Wechsel ist die Sage, daß sich der neue Gott durch den tödlichen Pfeil-

schoß auf die Schlange, die das Heiligtum für die alte Göttin bewacht hatte, die Herrschaft über das Orakel gesichert habe. Apollons Partnerin, Artemis, hat gleichfalls ihren Ursprung in Kleinasien, nämlich in Ephesus, wo sie ursprünglich als Muttergöttin, vielleicht auch Mondgöttin, verehrt worden ist. Ob auch Aphrodite orientalischen Ursprungs ist, scheint unklar; sicher ist, daß sie im Lauf der Zeit immer mehr mit Zügen ausgestattet wird, die sie der phönizischen Istar nähern (Urania, Liebesgöttin, ihr Verhältnis zu dem Hirten Adonis-Tamuz). Sie schlägt ihr Hauptquartier in Korinth auf. Möglicherweise thrakischer Herkunft ist der Kriegsgott Ares, der zur Zeit der großen Dichter allerdings bereits eine verblaßte Gestalt ist. Viel tiefer und weiter dagegen senkt sich der Kult der gleichfalls aus Nordgriechenland (Thessalien) stammenden Mutter- und Ackerbaugöttin Demeter in das Kulturgebiet der alten Ägäis ein. Schon vor dem 7. Jahrhundert, wo der Demeterkult zugleich mit der Vereinigung von Eleusis mit Athen zum athenischen Staatskult erhoben wurde, hatte ihr Kult in Eleusis ein weithin berühmtes und verehrtes Zentrum gefunden. Dieser Kult, der in herbstlichen Opfern (Ferkel) und Reinigungszeremonieen bestand, bei denen das Getreide symbolische Verwendung fand, und der dem Eingeweihten ewige Seligkeit nach dem Tod verhieß, knüpfte nach dem sogenannten Homerischen Hymnus auf Demeter an den Mythos von der Tochter Demeters, Kore-Persephone, an, die beim Blumenpflücken von Hades in die Unterwelt entführt und von der Mutter, die in ihrem Gram in Eleusis gastliche Aufnahme findet, vergeblich gesucht wird, bis schließlich die Mutter von Helios das Schicksal ihrer Tochter erfährt und von Zeus erwirkt, daß Persephone wenigstens während des Sommers auf der Erde bei Mutter und Menschen leben darf. Aus einer athenisch-lokalen Ausprägung der alten Muttergottheit scheint Athene, die kriegerische Schutzpatronin des geordneten Gemeinwesens, hervorgegangen zu sein, während Hephaistos, ursprünglich ein lemnischer Lokalgott, in der Olympierreligion zum Sohn des Zeus und Buhlen der Aphrodite emporgehoben wird.

Will man sich ein richtiges Bild von derjenigen religiösen Entwicklung machen, die die unteren Schichten der Bevölkerung Griechenlands von den primitiven prähistorischen Kulturen der altägäischen Periode über die Periode des homeri-

schen und perikleischen Zeitalters hinweg schließlich Formen entgegenführte, die den Sieg der jüdisch-christlichen Religiosität über den Hellenismus auch in diesen Volksschichten verständlich machen, so muß man sicherlich vor allem den Fehler vermeiden anzunehmen, daß die olympische Religion in den Formen, wie sie uns bei Homer, Hesiod und den großen Tragikern entgegentritt, gleichsam den Übergangstypus griechischer Volksreligion von der prähistorischen zur hellenistischen Entwicklungsphase gebildet habe. Denn diese verschiedenen Formen der Olympierreligion sind im wesentlichen das Erzeugnis einer mit der vorgefundenen religiösen Tradition freischaltenden und sie künstlerisch gestaltenden Dichtung, die, wie Wendland in seinem ausgezeichneten Werk *Die hellenistisch-römische Kultur* (Tübingen, Mohr, Seite 98, sehr treffend bemerkt, im Spiel der Phantasie eine Gesellschaft voraussetzt, die sich selbst gar nicht an diese künstlerischen Religionsformen recht eigentlich gebunden fühlt. Besonders gilt dies für die sogenannte klassische Zeit, wo die Volksreligion längst Objekt des Einflusses eines neuen Stroms tiefer und ursprünglicher Religiosität geworden war, die sich von der durch die politischen Ereignisse (Verfall des staatlichen Eigenlebens in Hellas) und die philosophische Kritik (Xenophanes usw.) ohnehin untergrabenen Olympierreligion vor allem dadurch unterschied, daß sie einen Gott lehrte, der dem Herzen der Armen und Elenden näher stand als die aristokratischen Olympiegötter, ja, der den Gläubigen sogar in den Wonnen der Ekstase zu sich selbst erhob und ihn in den Momenten der Einigung mit der Gottheit die Nöte des Lebens vergessen ließ. Diese neuartige Erlösungsreligion der dionysischen Orphiker begann, aus Thrakien kommend und vorderasiatisches Gedankengut (Dionysos-Sabazios) mit sich führend, bereits um 600 ihren Siegeszug nach dem Süden, und wie einst Apollon die alte Erdgöttin aus Delphi verdrängt hatte, so verdrängte nun der von seinem Gott erfüllte Seher den ältern Typ des in Vogelflug und Opferschau geschulten Priesters. Hatte die alte Hesiodische Theogonie mit Zeus geendet, so die neue orphische mit dem sterbenden und wiederauferstehenden Zeussohn Dionysos-Zagreus. Und hatte noch Homer von keiner Rückkehr der Seelen aus dem dunklen Hades gewußt, so fand der orphische Glaube von dem Gericht im Jenseits und von der Erlösung der frommen

Seele schon bei Aischylos und noch mehr bei Pindaros Aufnahme, um schließlich in Platons Dichtung von den Schicksalen der Menschenseele eine grandiose Verherrlichung zu erfahren. Man denkt an das altgriechische Stieropfer, wenn man von dem thrakischen Opferritual liest, aus dem die spätere Orphik hervorging, und das darin bestand, daß sich die von Musik und göttlichem Trank berauschten Bacchanten und Mänaden auf den noch zuckenden göttlichen Opferstier stürzten, um durch Verschlingen des *lebenden Fleisches* die mystische Vereinigung mit dem Gott und die durch sie bewirkte Erneuerung der Lebenskraft symbolisch sinnfällig zu machen. Hier haben wir ein Moment aus der griechischen Religionsentwicklung vor uns, das in seiner Bedeutung für den kontinuierlichen Zusammenhang zwischen prähellenischer und hellenistischer Religiosität klargestellt werden müßte, wenn man wirklich die Fäden erkennen will, die die großen abendländischen Kulturreligionen durch das Medium der griechischen Antike mit prähistorischem orientalischen und abendländischen Kulturgut verbinden.

Totenliste Der Privatdozent für neutestamentliche Theologie an der Universität Göttingen Traugott Schmidt fiel auf dem Schlachtfeld.

Um die Mitte des Jahres starb der protestantische Kirchenhistoriker und langjährige Ordinarius der Jenaer Universität Friedrich Nippold kurz vor Vollendung seines 80. Lebensjahrs in seinem Ruhewohnsitz Oberursel. Er war einer der Hauptvertreter der sogenannten liberalen Theologie. Er begründete seinerzeit in Jena zusammen mit Beyschlag und Lipsius den Evangelischen Bund. Sein Hauptwerk ist das Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, das jetzt in 3. Auflage in 5 Bänden vorliegt.

Am 1. Dezember starb der Generalsuperintendent Wilfrid Spinner in Weimar, 64 Jahre alt. Spinner war 1885 als erster Pfarrer der von ihm gegründeten deutschen Gemeinden nach Japan gegangen. Er hielt sich 6 Jahre im Orient auf, bereiste Indien und China, um religionswissenschaftliche Studien zu machen. Sein Hauptarbeitsgebiet war neben der äußeren Mission die Religionsgeschichte.

Kurze Chronik Der Generalsuperintendent der Provinz Ostpreußen Paul Genrich ist zum ordentlichen Honorarprofessor der

praktischen Theologie an der Universität Königsberg ernannt worden. ◊ An der Universität München habilitierte sich Friedrich Heiler für allgemeine Religionswissenschaft, insbesondere Religionsgeschichte, und zwar in der Philosophischen Fakultät; an der Wiener Theologischen Fakultät Karl Johann Jellouschek für christliche Philosophie.

Literatur Eine ähnliche Zusammenfassung wie das oben angezogene Werk R. von Lichtenbergs gibt, gleichfalls bildergeschmückt, aber nicht auf eigenen Forschungen beruhend, für die Religion der Hellenen der Berliner Schulmann E. S a m t e r unter dem Titel Die Religion der Griechen, in der Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt. Das Buch beginnt mit den prähistorischen Elementen der griechischen Volksreligion, betrachtet auch die homerische Religion mehr unter dem Gesichtspunkt ihrer volkstümlichen Elemente, schenkt besondere Beachtung dem Demeter- und Dionysoskult, läßt aber auch die Umwandlungen nicht außer acht, die das klassische Hellenentum in religiöser Hinsicht durch die Werke großer Philosophen und Dichter erfahren hat. Die Darstellung endet mit einem Ausblick auf die Einwirkung, die die Orphik auf das hellenistische Zeitalter ausgeübt hat, schließt dieses selbst jedoch bewußt von der Darstellung aus. ◊ In den Vordergrund gerückt erscheint dagegen die griechische Religiosität der hellenistischen Periode in P a u l W e n d l a n d s, auch bereits oben erwähntem, vortrefflichem Werk Die hellenistisch-römische Kultur /Tübingen, Mohr/, wo der Hellenismus allerdings mehr in seinen Beziehungen zu Judentum und Christentum behandelt wird. Für das Thema Hellenistische Religion kommen besonders in Betracht das 6., 7., 8., 9. und 10. Kapitel, die durch einen ausgezeichneten Rückblick auf die dem Hellenismus vorangehenden Phasen der griechischen Religion eingeleitet werden. ◊ In kurzgefaßter Form und vom offenbarungsgläubigen Standpunkt aus betrachtet wird die Parallele Griechentum und Christentum in der gleichnamigen Broschüre des Straßburger Religionsgelehrten I g n a z R o h r in der von Heinisch und Rohr herausgegebenen Sammlung Biblische Zeitfragen /Münster, Aschendorff/. Auch wer die dogmatischen Voraussetzungen, von denen hier ausgegangen wird, nicht teilt, muß anerkennen, daß das schwie-

rige Problem hier gelehrt und doch gemeinverständlich, konzentriert und doch an Wesentlichem nicht vorbeigehend behandelt wird und somit der vornehmste Zweck derartiger Flugschriften: Wissen über den Gegenstand zu verbreiten und für Stellungnahme dazu zu interessieren, durchaus erreicht wird.

Hygiene / Adolf Kraut

Ehezeugnis und Eheverbot Aktueller als je ist die Frage, wie ein weiterer Geburtenrückgang zu verhüten und ein gesunder Nachwuchs zu gewinnen sei. So sehr man sich dabei gegen die Betrachtungsweise wird auflehnen müssen, die eine Erhöhung der Bevölkerungszahl vor allem im militärischen Interesse anstrebt, so sehr ist doch auch der Hygieniker an dem Problem interessiert, wie der Volkskörper in allen seinen Teilen gesund und unter glücklichen Lebensbedingungen erhalten werden könne. Von diesem Standpunkt aus haben wir auch an die Frage der amtlichen Gesundheitszeugnisse und Eheverbote heranzugehen. Die Gesellschaft für Rassenhygiene in Berlin hat sich ein Verdienst erworben, indem sie alle für die Verbesserung der Volksgesundheit und der Rasse kämpfenden Vereinigungen zu einer eingehenden Besprechung dieser Fragen einlud. Es waren das der Deutsche Ärztevereinsbund, die Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, der Bund zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft, der Berliner Verein zur Förderung der Sittlichkeit, der Deutsch-Evangelische Verein zur Förderung der Sittlichkeit, die Forensisch-Psychologische Gesellschaft in Hamburg, der Ausschuss für Fragen der geschlechtlichen Gesundheit unseres Volkslebens, die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, die Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge, der Deutsche Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke, die Deutsche Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht, der Deutsche Bund für Mutterschutz, die Deutsche Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege in Berlin, die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene, die Deutsche Vereinigung für Säuglingsschutz, die Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik, die Badische Gesellschaft für soziale Hygiene, der Deutsche Verein für Volkshygiene, die Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Am 23. September 1916 fand eine vorläufige Besprechung eines

Ausschusses statt, die den Verhandlungen der Vertreter der Vereine am 6. Februar 1917 in Berlin zur Grundlage dienen sollte. Das Resultat dieser Verhandlungen wurde in einer besonderen Schrift über den gesetzlichen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung und rassenhygienische Eheverbote niedergelegt, die die Geschäftsstelle der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene herausgab (München, J. F. Lehmann). Es ist lohnend auch an dieser Stelle auf die Ergebnisse der Verhandlungen näher einzugehen.

Es lagen ihnen die folgenden Leitsätze der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene zugrunde:

1. Zur Sicherstellung eines zahlenmäßig ausreichenden und tüchtigen Nachwuchses sind Maßnahmen erforderlich, die nicht nur die Menge sondern auch die Güte der Nachkommen ins Auge fassen.
2. Solche qualitative Maßnahmen hätten eine möglichst erhöhte Fruchtbarkeit der Tüchtigen und eine möglichst herabgesetzte Fortpflanzung der Minderwertigen anzustreben.
3. Zur möglichsten Hintanhaltung rassenschädigender ehelicher Verbindungen ist vor allem die gesetzliche Einführung des Austausches von amtsärztlichen Gesundheitszeugnissen vor Schließung jeder Ehe erwünscht.
4. Der Austausch von Gesundheitszeugnissen hätte vorerst, ohne irgendwelche Eheverbote nach sich zu ziehen, nur die gegenseitige Aufklärung der Ehebewerber über ihren Gesundheitszustand herbeizuführen; es wäre zunächst den Ehebewerbern zu überlassen aus dem Inhalte der Zeugnisse die Folgerungen zu ziehen.

Während diese Leitsätze im allgemeinen dem Problem sehr vorsichtig nähertreten, nahm der Münchener Ärzteverein eine weit entschiedenere Haltung ein. Er gab Leitsätze heraus, die von Trumpf verfaßt sind und sich auf Beiträge Rudins und von Grubers stützen. Sie verlangen die Bestellung staatlich geprüfter und vereidigter Eheberater, von deren Gutachten die Zulässigkeit der Eheschließung abhängig gemacht werden soll. Als Eheberater können solche im Deutschen Reich approbierte Ärzte und Ärztinnen bestellt werden, die in einer besonderen Prüfung die hierfür nötigen Kenntnisse nachgewiesen haben. Männliche und weibliche Ehebewerber haben dem Standesbeamten das Zeugnis eines vereidigten ärztlichen Eheberaters vorzulegen. Dieses Zeugnis darf nicht älter

als 3 Monate sein. Die Ehefähigkeit ist beim Bestehen folgender Krankheitszustände zu verneinen; ansteckende Geschlechtskrankheit; Lepra; schwere Geisteskrankheit, namentlich epileptische oder kretinische Verblödung, progressive Paralyse; Dementia praecox; manisch-depressives Irresein, ohne länger dauernde krankheitsfreie Zwischenzeiten; Imbezillität höhern Grades; schwere psychopathische Veranlagung oder Entartungshysterie; chronische Vergiftungen; ausgesprochener chronischer Alkoholismus, Morphinismus und Cocainismus. Die weiblichen Ehebewerber sollen von der Genitaluntersuchung befreit sein, wenn nicht ein besonderer Anlaß für diese vorliegt. Im weitern wird eine Ausdehnung der schulärztlichen Untersuchungen zum Zweck der Anlegung von Personalbogen gewünscht, die über den Gesundheitszustand Auskunft erteilen, ebenso Verbreitung der Lehren der Rassenhygiene durch die Behörden, die Leiter der Fortbildungs-, Mittel- und Hochschulen, durch Ärzte, Geistliche und Lehrer und insbesondere auch durch die Tagespresse.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Münchener Ärztesgesellschaft damit ihren Bestrebungen auf dem Gebiet der Rassenhygiene den konsequentesten Ausdruck verleiht. In der Versammlung wies Max Christian von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt darauf hin, daß die Bevölkerungspolitik nicht nur die Massenzunahme des Volkes ins Auge zu fassen habe sondern eine qualitative Verbesserung der Rasse anstreben müsse. Um dieses Ausleseprinzip zu verwirklichen, sei die ärztliche Untersuchung unerlässlich. Er fordere deshalb, daß die Ehebewerber ein eigenhändig unterzeichnetes amtsärztliches Gesundheitszeugnis vorzulegen hätten; dagegen will er vom Eheverbot absehen, den Ehebewerbern also die freie Willensentschließung wahren. Als Krankheiten, die den Verzicht auf die Ehe begründen sollten, bezeichnet er: Fehler des Körperbaus, die die Zeugung gesunder Kinder unmöglich machen (Verbildungen der Geschlechtsteile, Verlust der Geschlechtsdrüsen aus den verschiedenen Gründen, die zum Verlust führen, hochgradig verengtes weibliches Becken); Anzeichen schwerer Geistesstörung und Nervenleiden mit Vererbungstendenz; Vergiftungen durch gewerbliche oder Genußgifte, die die Erzeugung gesunder Nachkommen unmöglich machen, ansteckende Krankheiten, insbesondere

Geschlechtskrankheiten. Er gibt ohne weiteres zu, daß ärztliche Zeugnisse nicht absolute Sicherheit gewähren, aber er glaubt, daß die gegenwärtigen Kenntnisse über die Vererbung und Übertragung von Krankheiten und Krankheitsanlagen ausreichen, um in bestimmten Fällen von Körperverbildungen, Geisteskrankheiten und Nervenleiden, schweren Vergiftungen und übertragbaren Krankheiten vor der Eheschließung zu warnen. Er erwartet von der Gesetzgebung die Forderung eines ärztlichen Zeugnisses zur unmittelbaren Verhinderung der Eheschließung minderwertiger Menschen, Aufklärung der gesamten Bevölkerung über die gesundheitliche Verantwortlichkeit bei der Kinderzeugung und die Schaffung einer Erfahrungsgrundlage für weitergehende Maßnahmen auf dem Gebiet der Rassenhygiene.

In der allgemeinen Diskussion fand das Eheverbot nur wenige Befürworter; auch die Möglichkeit der Durchführung des Zeugniszwangs wurde bestritten, wenngleich Übereinstimmung darüber herrschte, daß grundsätzlich Maßnahmen zur Erzielung einer gesunden Bevölkerung durchaus zu begrüßen wären. So erinnerte Blaschko daran, daß zum Zweck der Prüfung, ob ansteckende Geschlechtskrankheiten einen Ehehindernisgrund bilden, unbedingt beide Geschlechter, und zwar gründlich, untersucht werden müßten, da gerade die Geschlechtskrankheiten der Frau (Syphilis) für die Verbreitung der Krankheit und die Erzeugung des Nachwuchses in verhängnisvollster Weise ins Gewicht fallen. Er bezweifelt aber, daß es richtig sei ein junges Mädchen einer peinlichen Untersuchung zu unterziehen, das mit den Geschlechtsvorgängen nicht vertraut ist und jedenfalls den außerehelichen Geschlechtsverkehr nicht kennt. Aber auch die Unzuverlässigkeit der klinischen und mikroskopisch-bakteriologischen Untersuchungsmethoden erschwert dem Arzt außerordentlich das Urteil darüber, ob in einem gegebenen Augenblick eine Übertragungsmöglichkeit vorliege. Diese Unsicherheit besteht natürlich auch bei anderen Krankheiten, und ebensowenig sind die Vererbungstendenzen schon irgendwie sicher festgestellt. Die Untersuchung müßte von Spezialärzten vorgenommen werden. Das ergibt wiederum praktische Schwierigkeiten selbst für die Durchführung des Zeugniszwangs. Übrigens erfolgt die große Mehrzahl der Ansteckungen in der Ehe nicht durch krank in die Ehe eintretende Männer sondern

durch solche, die während der Ehe eine frische Krankheit erworben haben (90 %). Blaschko meinte, seiner Ansicht nach dürfe man wenigstens für die Geschlechtskrankheiten ein Zwangszeugnis nicht fordern. Die einzig praktische Möglichkeit dahin zu wirken, daß nur gesunde Männer und Frauen eine Ehe schließen, liege in der Aufklärung der Bevölkerung und der Agitation für den freiwilligen Austausch von Gesundheitszeugnissen. Auch Adele Schreiber sprach sich für ärztliche Zeugnisse, aber unter Ablehnung von amtlichen Ärzten und Eheberatern, aus und lehnte Eheverbote strikte ab. Sie erwartet am meisten von der Ausbreitung rassenhygienischen Denkens im Volk und tritt für die Gründung von Familienberatungsstellen für Verheiratete ein, in denen die Väter und Mütter und ihre Nachkommen über die Bedeutung der körperlichen Gesundheit für die eheliche Gemeinschaft aufgeklärt werden. Von hoher Warte aus sprach Helene Stöcker. Sie wünscht Gesundheitszeugnisse ohne Eheverbot, da dieses nur den außerehelichen Geschlechtsumgang fördern würde. Vor allem aber wies sie darauf hin, daß für die Rassenhygiene auch die soziale Lage des einzelnen wie die gesamten sozialen Zustände, das heißt nicht nur die Organisationsvorteile (Anlagen) sondern auch die Situationsvorteile (Milieu) maßgebend seien. Deshalb begrüße sie zwar Gesundheitszeugnisse, Erbbiographien, Familiengüter, aber gefordert werden müßten auch tiefgründige sozialhygienische Reformen im Sinn des Mutter-schutzes, des Schutzes der unehelichen Mutter und ihres Kindes, der Verbesserung der Kindesrechte; ferner Aufhebung unsozialer Ehebeschränkungen und vor allem auch Vaterschutz, das heißt die Verhütung des sinnlosen Hinmordens der blühendsten Menschenleben im Krieg durch Gründung eines Völkerbundes, der allen Völkern eine friedliche Entwicklung auf gesunder Grundlage ermöglicht. Das ist gewiß eine hervorragende Auffassung zielbewußter Rassenhygiene, die übrigens auch auf die friedliche Erwerbsarbeit, auf den Schutz der produktiven Arbeitskraft und deren Träger, den arbeitenden Menschen, mehr als bisher Anwendung finden muß, damit eine wirklich große Zeit anbricht.

In der Diskussion über amtliche Gesundheitszeugnisse und Eheverbote wurde natürlich auch auf die Länder hingewiesen, deren Gesetzgebung solche

Verbote bereits kennt, so auf einzelne nordamerikanische Staaten und auf Schweden (Gesetz vom Jahr 1915). In diesen Staaten sind Eheverbote für Geisteskranke, Geistesschwache, Fallsüchtige, Geschlechtskranke, gewohnheitsmäßige Verbrecher und Trinker vorgesehen. Aber es wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß die Wirkung dieser Gesetze deshalb sehr zweifelhafter Natur sei, weil dem Standesbeamten dort nicht ein ärztliches Zeugnis vorgelegt werden müsse, sondern nur eine eidesstattliche Versicherung der Ehebewerber gefordert werde, daß sie gesund seien. Ein Eheverbot für Geisteskranke kennt übrigens auch das schweizerische Zivilgesetzbuch vom Jahr 1907, das in Artikel 97 bündig erklärt: Geisteskranke sind in keinem Falle ehefähig. Es muß aber in Betracht gezogen werden, daß bei dem sehr dehnbaren Begriff von Geisteskrankheit die Frage in jedem einzelnen Fall gestellt wird, ob es ratsam sei die Ehe zu verbieten. Immerhin ist die Bestimmung bei der Vererbbarkeit der Geisteskrankheit ein wirksames rassenhygienisches Schutzmittel. In der gleichen Richtung wirken die Bestimmungen über Anfechtung der Ehe (Artikel 124). Die Anfechtung ist möglich, wenn einer der Ehegatten sich vor der Eheschließung über die Eigenschaften des andern in einem so schweren Irrtum befunden hat, daß ihm die eheliche Gemeinschaft nicht zugemutet werden kann. Artikel 125 über Betrug oder Anfechtung der Ehe bezieht sich auf die Fälle, in denen einem Ehegatten eine Krankheit verheimlicht worden ist, die die Gesundheit des Klägers oder der Nachkommen in hohem Maß gefährdet. Auch die Scheidung bei Geisteskrankheit (Artikel 141) wirkt selektorisches; sie ist jederzeit zulässig, wenn sich ein Ehegatte in einem solchen Stadium der Geisteskrankheit befindet, daß dem andern die Fortsetzung der ehelichen Gemeinschaft nicht zugemutet werden darf und die Krankheit nach 3jähriger Dauer von dem Sachverständigen für unheilbar erklärt wird. Ähnliche Rechtsverhältnisse bestehen auch in Deutschland (§ 1333 des Bürgerlichen Gesetzbuchs über die Anfechtung der Ehe aus Irrtum über die persönlichen Eigenschaften eines Ehegatten; § 1334 über Betrug, § 1325 über die Nichtigkeit der Ehe bei Geisteskrankheit). Alle diese gesetzlichen Bestimmungen sind schon unter dem Einfluß der modernen Lehren über die sozialhygienische Bedeutung der Gesund-

heit beider Gatten bei der Eheschließung entstanden. Sie gehen so weit wie dies zur Zeit ihres Erlasses erreichbar war. Weygandt verlangt die Erweiterung dieser Bestimmungen: das Verbot der Ehe für entmündigte Trinker und die Ausdehnung des § 176 des deutschen Strafgesetzbuchs (der Zuchthaus bis zu 10 Jahren androht) auch auf den ehelichen Beischlaf mit einer geisteskranken weiblichen Person. Alfons Fischer /Karlsruhe/ hob hervor, daß auch die Heraussetzung des Ehefähigkeitsalters weiblicher Personen vom 16. auf das 18. Lebensjahr im Interesse einer gesunden Fortpflanzung läge. Das schweizerische Zivilgesetzbuch stellt sich schon heute auf diesen richtigen Standpunkt und läßt das Ehefähigkeitsalter für Frauen mit dem 18. Lebensjahr beginnen.

So trägt die bestehende Gesetzgebung den Anschauungen der Rassenhygieniker bereits bis zu bestimmten Grenzen Rechnung, ihre Erweiterung nach der gleichen Richtung dürfte aber nicht unerheblichen Schwierigkeiten begegnen. Ein Eheverbot in dem von vielen Rassenhygienikern erstrebten Umfang wird sich jedenfalls kaum durchführen lassen. Die erste Aufgabe bleibt unbedingt die Aufklärung des Volkes mit allen irgend verfügbaren Mitteln. Sie führt zum freiwilligen Austausch von Ehezeugnissen und ebnet gesetzlichen Eingriffen nach dieser Seite die Bahn. Ausschlaggebend für eine Besserung auf diesem Gebiet bleibt aber eine wesentliche Umgestaltung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, die Verbesserung der Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse. Die augenblicklichen Zustände müssen auch die gesunden Konstitutionen erschüttern und zur Degeneration der Nachkommenschaft führen. Die Rassenhygiene fällt so in den Bereich der Sozialpolitik.

Kriegsfolgen für das weibliche Geschlecht Es war vorauszusehen, daß der Krieg nicht ohne somatische und psychische Folgen für das weibliche Geschlecht vorübergehen würde. Ärztliche Mitteilungen darüber liegen denn auch in der Tat vor. Von großer Bedeutung sind die Beobachtungen des Berliner Frauenarztes Wilhelm Schüle, die er nach einem von ihm in der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde gehaltenen Vortrag in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 6. Juni 1918 veröffentlichte. Er weist darauf hin, daß während der Kriegsjahre die Zahl der Senkungen der

Bauchorgane sehr stark zugenommen habe. In den Jahren 1914 und 1915 sei diese Zahl noch gering gewesen, sie habe ihren Höhepunkt in den Jahren 1916 und 1917 erreicht. Als Ursache dieser Erscheinung bezeichnet Schüle die verminderte und fettarme Kost; seien die Organe des Leibes ihrer natürlichen Fettumhüllung beraubt, so sei die Disposition zur Senkung gegeben, die dann auf einen äußeren Anlaß, wie Fall, Heben schwerer Lasten usw., hin eintrete. Wie Schüle richtig hinzufügt, kamen solche Momente als auslösende Ursache bei Frauen der wohlhabenden Kreise deshalb öfter zur Beobachtung, weil diese häufig gezwungen waren ohne Dienstpersonal ungewohnte schwere häusliche Arbeit zu verrichten. Am häufigsten wurde die Enteroptose der Niere beobachtet, ferner Senkungen des Magens und der Leber. Diese Organsenkungen sind an sich nicht gefährlich, sie können aber recht lästig werden, weil oft periodisch heftige Schmerzen eintreten, so bei Nieren senkungen und bei Wanderniere, bei der im übrigen durch Abknickung der Harnleiter nicht selten auch ernstere, ja lebensgefährliche Folgen entstehen. Für die Behandlung scheinen dem Verfasser die von den Frauen getragenen Korsetts oder Leibhalter, die vom Magen über die Hüften gehen und durch leichte Fischbeinstangen gehalten werden, sehr nützlich. Durch diätetische Kuren würden Organsenkungen am sichersten vermieden werden können; doch sind sie leider sehr schwer durchführbar. Jaworski /Warschau/ untersuchte, wie die von ihm behandelten Frauen unter der Kriegsernährung zu leiden haben; er fand, daß im allgemeinen an Eiweiß, Kohlehydrat und Fett täglich 1400 bis 1800 Kalorien zugeführt wurden, während der Erwachsene im Ruhezustand schon gegen 2000 Kalorien zuführen sollte. Daß unter solchen Verhältnissen Fettschwund eintrat, ist begreiflich; es mußte also durch diätetische Maßnahmen für Fettersatz gesorgt werden. Neben den oben erwähnten Krankheiten treten auch Scheiden- und Gebärmutter senkungen häufiger auf, nach Schüleins Meinung ebenfalls auf Grund ungenügender Ernährung, die zu Schlaffheit der Gewebe, mangelhafter Befestigung des Uterus und Senkung des Beckenbodens führt. Schweres Heben und anstrengende Arbeit überhaupt begünstigt die Entstehung und Verschlimmerung des Leidens. Schüle mußte in einem Monat so viel Pro-lapsooperationen vornehmen wie sonst in

einem halben Jahr, und Jaworski stellte fest, daß in den Jahren 1915 und 1916 auf 3080 Frauen 27 % mit Descensus vaginae et uteri und 11 % mit Prolapsus vaginae et uteri zur Behandlung kamen, während der Prozentsatz im Frieden 9 bis 15 respektive 5 bis 7 betrug. Ebenso berichtet Schiffmann /Wien/ aus dem Bettinastift des Professors Latzke, daß, während sonst durchschnittlich jährlich 38 Prolapsoperationen ausgeführt wurden, jetzt in 4 Monaten 33 vorkamen. An einer Zunahme der Senkungen ist danach nicht zu zweifeln.

Eine besonders häufige und vielbesprochene Erscheinung ist die Amenorrhoe, das Aussetzen der menstruellen Blutung. Dietrich machte zuerst auf deren Häufigkeit während des Krieges aufmerksam und sprach von einer Kriegsamorrhoe. Siegel erbringt den zahlenmäßigen Nachweis für das gehäufte Auftreten der Amenorrhoeen während der Kriegszeit, die in den ersten 4 Monaten des Jahres 1917 auf 7 % gegen 1 % im letzten Friedensjahr anstiegen. Über die Ursache der Kriegsamorrhoeen gehen die Ansichten auseinander. Dietrich, Graefe, Poek und Schweizer betrachten die Ernährung als das ätiologische Moment. Dafür würde die rapide Zunahme dieser Fälle mit der Verschlechterung der Lebenshaltung vom Jahr 1916 an sprechen. Siegel hebt die gesteigerte Arbeitsleistung der Frauen hervor, und es ist ja unbestritten, daß die Frau den Mann auf allen Gebieten, selbst in der Schwerindustrie, ersetzen mußte. Andere vermuten einen psychogenen Ursprung der Krankheit und weisen auf die Erfahrungen der Friedenszeit hin, nach denen zum Beispiel bei heftigem Schreck (plötzlicher Tod des Mannes) ein Aufhören der Menstruation eintrat. Eckstein ist der Meinung, daß die Menstruationsvorgänge durch die Störungen des Liebeslebens während des Krieges beeinflusst wurden, und Fischer /Wien/ wirft die Frage auf, ob nicht toxische Einflüsse maßgebend seien, so insbesondere giftige Beimengungen zum Brot (Mutterkorn), durch die eine Atrophie des Uterus einsetze. Schüleln bemerkt richtig, es müsse jedesmal individuell entschieden werden, welches ätiologische Moment hauptsächlich in Frage komme; vorwiegend dürfte es sich um mangelhafte Ernährung, schwere Arbeit und psychogene Einflüsse handeln, oft spreche Kummer und Sorge nicht nur über die gegenwärtige sondern auch über die zukünftige Gestaltung des Familien-

lebens und der Familienwirtschaft mit. Die Menstruation blieb 3 Monate bis 2 Jahre aus; und die Störung wurde meistens bei jüngeren verheirateten Frauen von 20 bis 40 Jahren beobachtet; unverheiratet waren 17 von 73 Patientinnen. Auffallende organische Veränderungen fand Schüleln bei der Untersuchung nicht. Meistens waren Uterus und Ovarien etwas kleiner, doch ohne daß man von Hypoplasie oder Aplasie hätte sprechen können. Häufig fanden sich die Frauen in der Sprechstunde ein, weil sie schwanger zu sein glaubten, sie klagten über Mattigkeit und unbedeutendes Ziehen im Unterleib. Die Heilungsaussichten sind günstig. Interessant ist Schülelns Angabe, daß die therapeutischen Maßnahmen wenig Erfolg hätten, was wiederum sehr für das Vorwiegen psychogener und Ernährungsursachen spricht.

Seltener als Amenorrhoe waren Metrorrhagien und Menorrhagien, also verstärkte uterine Blutungen. Diese Leiden beobachtete der Verfasser hauptsächlich bei älteren Frauen im Anschluß an psychische Erregungen (plötzliche Nachricht vom Tod naher Verwandter im Feld). Er glaubt, daß in diesen Fällen eine psychische Einwirkung Kontraktion der Gefäße der Extremitäten und Überfüllung der Gefäße des Unterleibs zur Folge hatte. Merkwürdig ist, daß Diabetiker und Nephritiker in ihrem Gesundheitszustand nicht wesentlich beeinträchtigt wurden. So trat auch Ekklampsie seltener auf. Ruge, Warnecro und Theodor Franz führen dies auf den stark verminderten Eiweiß- und Fettgehalt der Nahrung zurück und glauben, daß die vorwiegend vegetabilische Nahrung einen günstigen Einfluß ausübe.

Bemerkenswert sind auch die Ausführungen Schülelns über den Einfluß des Krieges auf die Geburtshilfe. Im allgemeinen verliefen die Entbindungen, selbst in den Fällen, in denen die Männer im Feld standen, also eine Summe von anormalen psychogenen Einflüssen mitwirkte, günstig und trotz der Unterernährung und körperlichen Schwächung rasch. Eine Gewichtsabnahme der Neugeborenen beobachtete Schüleln nicht. Über das Geschlecht gibt er an, daß in der Zeit vom 1. April 1915 bis zum 1. Oktober 1917 auf 75 Mädchen 82 Knaben entfielen (100:109). Ruge stellte in der Bumschen Klinik für das Jahr 1915 100 Mädchen- auf 116 Knaben- geburten fest, Siegel sogar 100 Mädchen- auf 122 Knaben- geburten. Nach dem sta-

tistischen Jahrbuch für den preußischen Staat wurden in den Jahren 1899 bis 1913 19 127 094 Kinder geboren, und zwar 9 842 710 Knaben und 9 284 384 Mädchen. Der Knabenüberschuß betrug also absolut 558 326, das Verhältnis der Mädchen zu den Knaben war 100 : 106. Die von den genannten Autoren festgestellten Zahlen würden demnach für eine Vermehrung der Knabengeburten sprechen. Die Dauer der Schwangerschaft von der befruchtenden Kohabitation an konnte der Verfasser nur an 2 Fällen beobachten, die im Mittel eine Dauer von 274 Tagen ergaben. Jaeger fand 271,6 Tage. Nach Siegel (115 Fälle) und Jaeger (110 Fälle) wurden bei Befruchtung in den ersten 9 Tagen nach dem Beginn der Menstruation Knaben, nach dem 15. Tage vom Beginn der Menstruation Mädchen erzeugt; Anspruch auf absolute Zuverlässigkeit haben diese Angaben natürlich nicht. Von Interesse ist noch Fehlings Angabe, daß Frauen, die lange, 5 bis 17 Jahre, in steriler Ehe lebten, plötzlich konzipierten, nachdem die Männer nach längerem Aufenthalt im Feld auf Urlaub kamen. In allen diesen Fällen war außerehelicher Verkehr vollständig ausgeschlossen. Fehling sucht die Erklärung dafür in der Kräftigung des Ehegatten oder in einer Ausheilung etwa bestehender Genitalleiden der Frau, vielleicht auch in einer regnen Ovarialtätigkeit infolge der fettarmen Ernährung. Für psychogene Ursachen würde übrigens die Beobachtung des Verfassers aus Friedenszeiten sprechen, daß bei Sterilität, die auf keinerlei somatischen Gründen bei Mann oder Frau beruht, nach längerer Trennung der Ehegatten oft Konzeption eintritt. Wir dürfen jedenfalls hoffen, daß mit dem Ende des Krieges auch seine üblen Folgen für die Gesundheit der Frauen wieder zurückgehen werden.

Mutter- und Säuglingsschutz

In einer Schrift Die Kreisentbindungsanstalt und ihre grundlegende Bedeutung für Mutter- und Säuglingsschutz/Magdeburg, Klatz/ verlangt Brennecke eine gesetzliche Neuordnung der geburtshilflichen Verhältnisse, die auf folgendes Bedacht nehmen soll: 1. Hebammenwesen: a) bessere Vorbildung und sorgfältige Auswahl der Schülerinnen unter Abschaffung des bisher geltenden Präsentationsrechts der Gemeinde; b) Vertiefung des Unterrichts, längere grundsätzliche Ausbildung auch in der Säuglingsfürsorge unter Erweite-

rung der Hebammenlehranstalten; Angliederung ausreichender Pflegestationen für uneheliche Mütter und deren Kinder (Säuglings- und Mütterheime).

2. Geburtshilfe: a) grundsätzliche Aufhebung des freien Betriebs der Geburtshilfe als eines Gewerbes und statt dessen Anstellung sämtlicher Hebammen als beamtete Bezirkshebammen, etwa unter dem Titel Frauenschwestern; b) wirtschaftliche Sicherstellung dieser Frauenschwestern unter Gewährung eines etwa dem Gehalt der Lehrerinnen gleich zu bemessenden Einkommens mit Alters- und Invalidenversicherung; c) Organisation der Frauenhilfe eines jeden Kreises auf gesetzlicher Grundlage, durch Bildung einer Frauenkammer, deren Aufgabe es ist sich Hand in Hand mit den Frauenschwestern im Dienste der Wöchnerinnenfürsorge, des Familien-, Mütter- und Kinderschutzes zu betätigen, durch ehrenamtlich wirkende Helferinnen usw.; d) Begründung und Unterhaltung wohl- ausgebildeter Kreisentbindungsanstalten (Wöchnerinnenasyl für bedürftige Ehefrauen) als Zentralstelle der vorstehend skizzierten Organisation; e) Ausbau der Mutterschaftversicherung und des mit der Reichswochenhilfe angebahnten Schutzes der Mütter und Säuglinge.

Die vom Verfasser gemachten Vorschläge sind aller Beachtung wert und geeignet den Hebammenberuf auf ein höheres Niveau zu stellen. Die hier angestrebte Entwicklung ist in der Tat notwendig; denn das Leben der Mütter und Säuglinge hängt in hohem Maß von den Kenntnissen und der humanen Gesinnung derer ab, die den Frauen in der schweren Geburtsstunde helfend zur Seite stehen. Es ist zu wünschen, daß die Anregungen des Verfassers auf fruchtbaren Boden fallen.

Geschlechtskrankheiten: Bekämpfung

Im Februar 1918 ging dem Reichstag der Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu. In 7 Artikeln bestimmt das Gesetz: Strafbarkeit des Beischlafs von Personen, die wissen oder den Umständen nach annehmen müssen, daß sie an einer mit Ansteckungsgefahr verbundenen Geschlechtskrankheit leiden, Strafbarkeit der Fernbehandlung der Geschlechtskrankheiten und der Behandlung durch nicht approbierte Personen; Strafbarkeit der Anknüpfung von Heilmitteln gegen Geschlechtskrankheiten, außer an Ärzte und Apotheker; Anordnung der Beobachtung, Untersuchung und Behandlung

von Prostituierten; Bestrafung nur nach der Übertretung der Vorschriften durch Prostituierte; Nichtbestrafung der Wohnungsgewährung an Prostituierte; Bestrafung des Stillens durch eine Amme ohne ärztliches Zeugnis, des Stillens durch eine Geschlechtskranke, die von ihrem Leiden weiß, ferner Bestrafung von Personen, die ein syphilitisches Kind anders als durch die eigene Mutter stillen lassen, und Bestrafung des Inpflegegebens eines syphilitischen Kindes unter Verschweigung der Tatsache der Krankheit.

Der Entwurf ist in Fach- und sozialpolitischen Kreisen nicht ohne Kritik aufgenommen worden, und es liegt eine Anzahl von Vorschlägen über seinen weitem Ausbau vor. So verlangt Alfred Blaschko mit Recht, daß die Polizeivorschriften, deren Übertretung Strafen nach sich zieht, wegen ihrer großen Wichtigkeit durch den Reichstag zu erlassen sind. Andere fordern die Ausdehnung der Anzeigepflicht auf alle Fälle von ansteckenden Geschlechtskrankheiten, Beibringung ärztlicher Zeugnisse und unentgeltliche Behandlung wie in den nordischen Staaten, Enthebung der Ärzte von der Schweigepflicht, Aufhebung der Bordelle, Schutz der besonders gefährdeten Jugendlichen im Alter von 18 bis zu 21 Jahren und der Schwachsinnigen, Internierung Unverbesserlicher, ferner Vorschriften über die sexuelle Aufklärung. Der Entwurf ist in der Tat der Erweiterung und Vertiefung bedürftig, wenn er praktisch fruchtbar für die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wirken will.

Baginsky Fast 75 Jahre alt ist Adolf Baginsky in Berlin gestorben. Er ist mit Recht der Altmeister der deutschen Kinderheilkunde genannt worden. Das, 1890 aus privaten Mitteln gegründete, 1900 von der Stadt übernommene Kinderkrankenhaus in Berlin, dessen Errichtung ihm zu verdanken ist, war das erste große Kinderkrankenhaus in Europa überhaupt, in dem die Säuglingspflege nach den Grundsätzen der Asepsis gehandhabt wurde. Baginsky hat darin bahnbrechend gewirkt. Als Universitätslehrer hat er es gleichwohl im alten Deutschland nur zum außerordentlichen Professor gebracht. (Er war Jude.) Von den Werken, die er veröffentlicht hat, sind besonders zu nennen das Handbuch der Schulhygiene und vor allem das Lehrbuch der Kinderkrankheiten; dann auch

seine Arbeiten über die Serumtherapie der Diphtherie (Baginsky hat diese Therapie schon zu einer Zeit angewandt, als man ihr in den Kreisen der Ärzte noch mit größtem Mißtrauen begegnete) und über Diphtherie und Croup. Er war ferner Begründer und Mitherausgeber des Archivs für Kinderheilkunde. Endlich stammen auch einige gemeinverständliche Schriften von ihm: über die Pflege des gesunden und kranken Kindes, über das Leben des Weibes. Besonders betätigt hat er sich auf dem Gebiet der Schulhygiene. Er trat energisch für die Anstellung von Schulärzten ein und begründete auch den Verein für Schulhygiene in Berlin. Die Wissenschaft und die Praxis der Hygiene erlitten durch den Tod Baginskys einen großen Verlust.

Totenliste Am 12. Januar starb in München der bekannte Ordinarius für Chirurgie und Leiter der Chirurgischen Abteilung des Münchener Krankenhauses **Ottmar von Angerer** im Alter von 68 Jahren. In Marburg starb am 15. Januar, 81 Jahre alt, der ausgezeichnete frühere Direktor der Marburger Medizinischen Klinik **Emil Mannkopf**. Er hat wichtige Untersuchungen über die epidemische Genickstarre veröffentlicht. Seine übrigen wissenschaftlichen Arbeiten betrafen besonders das Gebiet der Nerven- und Herzkrankheiten. Am 5. Februar erlag **Ferdinand Henri** /Berlin/ einem Herzschlag. Er wurde am 9. Dezember 1860 in Lübeck geboren, absolvierte seine Studien in Kiel und Berlin, bestand (aus Mangel an Mitteln) erst im Jahr 1895 die Staatsprüfung und trat dann als Demonstrator und Präparator für die anatomischen Vorlesungen in das Anatomische Institut in Berlin ein. In dieser Stellung war er auch publizistisch tätig. Sein besonderes Gebiet war die topographische Anatomie. Er war ein tüchtiger Arbeiter und edler Mensch.

In Berlin starb im Februar, 63 Jahre alt, der Vorsitzende der Berliner Urologischen Gesellschaft **Hans Wossidlo**. Er war Verfasser des bekannten Werkes Die Gonorrhoe des Mannes und Erfinder mehrerer sehr brauchbarer urologischer Instrumente. Der bekannte Berliner Nervenarzt **Max Lewandowsky** ist im April an einer Erkrankung, die er sich im Feld zugezogen hat, gestorben. Er hat zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiet der Nervenheilkunde verfaßt.

Der frühere Leiter der Bonner Universitätsklinik für Hautkrankheiten Joseph Doutrelepont ist, 84 Jahre alt, Anfang Mai gestorben. Unter seinen Beiträgen zur Lehre von den Hautkrankheiten stehen seine Forschungen über Haut- und Schleimhauttuberkulose an erster Stelle.

In Wien starb im Mai der bekannte Laryngologe Ottokar von Chiari im 65. Lebensjahr an einem Herzschlag. Er hat eine große Reihe wissenschaftlicher Arbeiten auf seinem Spezialgebiet veröffentlicht.

Der Professor der Universität Kopenhagen Leopold Meyer, Leiter der Entbindungsabteilung des Reichshospitals, ist im Mai, 65 Jahre alt, gestorben. Er war einer der ersten dänischen Frauenärzte. Unter seinen Werken ist besonders ein Lehrbuch der Geburtshilfe hervorzuheben.

In Nervi ist im Mai der Professor der innern Medizin und Begründer der Pneumothoraxbehandlung Carlo Forlanini gestorben.

Über den Tod Philipp Jungs ist in dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 1101 f.) bereits berichtet worden. Ebenso wurde über Adolf Baginsky, der am 15. Mai starb, oben einiges gesagt.

Im Alter von 66 Jahren ist im Juni der Direktor der Universitätsklinik für Hautkrankheiten und Syphilis an der Berliner Charité Edmund Lesser gestorben. Er war ein vorzüglicher Lehrer, der es verstanden hat eine Reihe bedeutender Schüler heranzubilden; in seiner Klinik ist der Erreger der Syphilis durch Schaudinn und seinen Assistenten Hoffmann entdeckt worden. Von Lessers eigenen Arbeiten sind die Untersuchungen über die Gürtelrose bemerkenswert. Eine andere Gruppe von Arbeiten betrifft die Syphilis. Sein Lehrbuch der Hautkrankheiten hat eine große Zahl von Auflagen erlebt. Lesser war lange Jahre Vorsitzender der Berliner Dermatologischen Gesellschaft und genoß durch sein vornehmes, bescheidenes Wesen allseitige Sympathien.

Am 7. Juli ist der Honorarprofessor an der Medizinischen Fakultät der Universität Montpellier Joseph Grasset im Alter von 69 Jahren gestorben. Sein wichtigstes Arbeitsgebiet war das Grenzgebiet zwischen Philosophie und Medizin. Er hat viele Studien über Hypnotismus und Suggestion, über Probleme der gewöhnlichen und der pathologischen Psychologie veröffentlicht. In sei-

nem Buch *Demi-fous et demi-responsables* behandelt er die Verantwortlichkeit der Verbrecher. Von seinen philosophischen Werken sind zu nennen *La science et la philosophie* und *Les limites de la biologie*. Er trat mit großer Entschiedenheit gegen die Tendenz auf auch die Geisteswissenschaften nach biologischer Methode zu behandeln.

Der vielen Tausenden bekannte Marienbader Badearzt Heinrich Kisch ist Ende August im Alter von 77 Jahren gestorben. Er bekleidete zugleich eine außerordentliche Professur für Balneologie in Prag.

Der ehemalige Direktor des Königsberger Pathologischen Instituts Ernst Neumann, ein hervorragender Forscher insbesondere auf dem Gebiet der normalen und pathologischen Hämatologie (er war der Entdecker der kernhaltigen roten Blutkörperchen im Knochenmark) ist, 84 Jahre alt, gestorben. 46 Jahre alt, starb in Berlin Ludwig Eisenstadt, der Verfasser mehrerer gediegener sozialhygienischer Arbeiten.

Im Alter von 80 Jahren starb Friedrich von Hessing, der Leiter der bekannten orthopädischen Heilanstalt in Göppingen bei Augsburg. Die Verdienste dieses Mannes, der der zünftigen Wissenschaft nicht angehörte, sind unbestritten.

Kriegspublikationen Die Zeitschrift für Krüppelfürsorge, das Organ der Deutschen Vereinigung der

Krüppelfürsorge, herausgegeben von Professor Konrad Biesalski und Hans Würtz /Leipzig, Voß/ orientiert über alle Fragen der Krüppelfürsorge und besitzt jetzt angesichts der Kriegsverletzten besondere Wichtigkeit.

Bei Ferdinand Enke in Stuttgart erschien eine Arbeit Carl Haberlins /Wyk auf Föhr/ Über die körperliche Entwicklung von Kindern im Frieden und Krieg. Die Behauptungen des Verfassers, daß auch 1917 im Gewicht, bei der Lunge, im Brustumfang und der Muskelkraft der armen wie der reichen Kinder ein Unterschied zwischen Krieg und Frieden nicht bestand, und daß die Blutbeschaffenheit wie die Widerstandskraft gegen infektiöse Krankheiten keine Einbuße erlitten hätten, müssen jedenfalls mit größter Vorsicht aufgenommen werden.

Die Schrift des Dresdener Stadtarztes Dienemann Briefe eines Arztes über Ernährung /Jena, Gustav Fischer/ will dem Laien einen Einblick in die der Ernährung des Menschen dienenden Vor-

gänge verschaffen und erfüllt somit gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr nützliche Zwecke.

Die Schrift Andreas Nielsens Geht barfuß! /Berlin, Kraft und Schönheit/ verdankt ihre Entstehung der durch lange Erfahrung und Beobachtung erhärteten Überzeugung, daß ein fleißig geübtes Barfußgehen ein ebenso sicheres wie einfaches Mittel zur körperlichen Erhaltung des Menschen darstellt. Der Verfasser huldigt einem Naturfanatismus, der zwar Übertreibungen und Verkehrtheiten zeitigt, aber auch gute und verbreitenswerte Ideen geboren hat.

Kurze Chronik Die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt am Main hat zum 1. September aus der Oskar Löw-Beer-Stiftung einen Preis von 15 000 Mark für Arbeiten über biochemische Ursachen bösartiger Geschwülste ausgeschrieben. Vom 1. September 1918 an können an einen oder mehrere Forscher, die mit aussichtsvollen Untersuchungen über Krebsforschung im Sinn des Preisausschreibens beschäftigt sind, jährlich bis zu 5000 Mark als Beitrag für die Kosten der Materialbeschaffung, des Aufenthalts an biologischen Stationen usw. vergeben werden. Die Medizinische Fakultät der Universität Berlin stellt für das nächste Jahr folgende Preisaufgaben: 1. »Inwieweit gestattet die kutane Reaktion mit Tuberkulin und den Partialantigenen einen Rückschluß auf den Status und die Prognose einer Tuberkulose?« 2. »Anatomische Verfolgung der Muskelvergrößerung durch Muskelarbeit.« Die Medizinische Fakultät der Universität Jena hat die folgende Preisaufgabe gestellt: »Der Geburtenrückgang und die Säuglingssterblichkeit in Thüringen. Ihre Beurteilung und Bekämpfung von ärztlichen Gesichtspunkten aus.« $\diamond$ Das Reichsversicherungsamt hat entschieden, daß die Karies eine Krankheit sei, die im Sinn des § 182 Nummer 1 der Reichsversicherungsordnung ärztliche Behandlung erfordert. Können also der Zahn durch Anbringung einer Zahnfüllung für längere Zeit erhalten werden, so haben die Krankenkassen diese Art der ärztlichen Behandlung zu gewähren und dürfen sich nicht darauf beschränken die geringeren Kosten des Zahnziehens zu übernehmen. $\diamond$ In Holland haben die wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu einem starken Rückgang der Eheschlie-

Bungen und Geburten und zur Vermehrung der Sterblichkeit geführt. In den Monaten des Jahres 1914 vor Kriegsausbruch betrug die Höchstzahl der monatlichen Eheschließungen in Holland 1740 auf 100 000 Einwohner, 1915 dagegen nur 1114; die monatliche Höchstzahl der Geburten betrug 1914 2999, die Mindestzahl 2635; im Jahr 1917 war die Höchstzahl auf 2610, die Mindestzahl auf 2396 gesunken. Im 1. Halbjahr 1914 kamen auf 100 000 Einwohner 17 427, dagegen 1917 nur 16 090 Geburten, andererseits stieg die monatliche Höchstzahl der Sterbefälle von 1505 im Jahr 1914 auf 1898 im Jahr 1917; die Zahl der Todesfälle auf 100 000 Einwohner von 7809 im 1. Halbjahr 1914 auf 9296 im 2. Halbjahr 1917. $\diamond$ Die an der Landesversicherungsanstalt Berlin errichtete Beratungsstelle für Geschlechtskranke hat in den ersten 8 Monaten ihres Bestehens 1466 Männern und 543 Frauen Rat erteilt. In etwa 50 % der krankheitsverdächtigen Fälle wurden Gonokokken gefunden, etwa ein Drittel aller Besucher war syphilitisch infiziert. $\diamond$ Der Deutsche Ärztenbund für Sexualethik versandte eine Denkschrift über die Ausschaltung der Prostitution. Sie verlangt aus physiologischen Gründen sexuelle Enthaltsamkeit bis zum 24. Lebensjahr. Vom 25. Jahr ab müsse durch Beseitigung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Hindernisse die Eheschließung ermöglicht werden. Es wird die Schaffung eines Hilfsfonds vorgeschlagen, aus dem jung verheirateten Männern Stipendien gewährt werden können, bis sie selbst imstande sind den Lebensunterhalt voll zu erwerben. Der Vorschlag ist gut gemeint. Der Verfasser der Denkschrift ist aber weit davon entfernt die wirklichen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhänge zu begreifen. $\diamond$ Der Reichsanzeiger veröffentlichte eine Warnung vor dem Genuß des aus den Beeren des roten Holunders (*Sambucus racemosa*) durch Pression oder Extraktion gewonnenen Öles, das bei verschiedenen Personen heftiges Erbrechen und Durchfall erzeugte. Nach Untersuchungen des Professors Thoms vom Pharmazeutischen Institut der Universität Berlin enthalten die Holunderbeeren zwei verschiedene Öle, ein in geringer Menge im Fruchtfleisch vorhandenes unschädliches und ein gesundheitsschädliches in den Samen. Die Herstellung des Fruchtfleischöls ist wegen

der geringen Ausbeute nicht lohnend, vor dem Samenöl muß nachdrücklich gewarnt werden. $\diamond$ James Israel hat die ihm zu seinem 70. Geburtstag von Freunden und Patienten für wissenschaftliche Zwecke gespendete Summe von 73 000 Mark der Medizinischen Fakultät der Universität Berlin als Professor James Israel Stiftung zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten überwiesen. $\diamond$ Der Direktor der Chirurgischen Klinik in Marburg Fritz König hat einen Ruf an die Chirurgische Klinik in Würzburg als Nachfolger Enderlens angenommen. König hat unter Robert Koch und Johannes Orth gearbeitet. $\diamond$ Zum außerordentlichen Professor der physiologischen Chemie an der Universität Genf ist Lina Stern ernannt worden; sie ist die erste Frau, die an der Universität Genf einen Lehrauftrag erhielt.

Literatur Bisher beschäftigten sich fast ausschließlich die Statistiker mit den Ursachen des Geburtenrückgangs. Auf diesem Weg vermochte man nicht zu zuverlässigen Ergebnissen zu gelangen, da man nicht in die Zusammenhänge des Ehelebens eindrang. Max Marcuse will in seinem Buch Der eheliche Präventivverkehr /Stuttgart, F. Enke/ das Problem am Menschen auf dem Weg der Kasuistik erforschen. Er befragt die Eheleute selbst. Er führte seine Untersuchung zuerst bei 100 Proletarierfrauen durch; dann bot ihm der Krieg Gelegenheit bei 300 dem Lazarett zugeführten Soldaten Ermittlungen über den Präventivverkehr anzustellen. Auf dieser Grundlage betrachtet Marcuse Verbreitung, Verursachung und Methodik des ehelichen Präventivverkehrs. Seine bedeutende Arbeit ist aller Beachtung wert. $\diamond$ Das neue Buch Magnus Hirschfelds Sexualpathologie /Bonn, Marcus & Weber/ ist nach der Angabe des Verfassers »nicht in der Schreibstube sondern in der Sprechstunde« entstanden. Es will das Pathologische im Sexualleben zu allgemeiner Anerkennung bringen. Da Hirschfeld aus reicher Erfahrung schöpft, verdient das Werk größte Beachtung. In systematischem Aufbau behandelt es im 1. Teil die geschlechtlichen Entwicklungsstörungen, dann die Neurosen und Psychosen der Pubertäts- und Rückbildungszeit, die Onanie und den Automonosexualismus. Weitere Fragen des Sexuallebens sollen im 2. und 3. Teil erörtert werden.

KUNST

Bildende Kunst / Lisbeth Stern

Miniaturen Heinrich Wölfflin hat eine Reihe Miniaturen herausgegeben, genannt die Bamberger Apokalypse /München, Bayrische Akademie der Wissenschaften/. Es sind das Bilder zu der Offenbarung Johannis aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Die Abbildungen sind in ihrer wirklichen Größe und 2 von ihnen in farbiger Wiedergabe. Man denkt unmittelbar an unsere jetzige Kunst; wie auch Wölfflin in seinem Vorwort meint, daß wohl erst jetzt eine Zeit gekommen sei, in der man ein wirkliches Verstehen der mittelalterlichen Kunst entgegenbrächte. Und doch zeigt gerade die scheinbare Verwandtschaft um so klarer die Unterschiede. Jene im Mittelalter waren Menschen, die ganz im Glauben lebten, denen ihr Bild nur Sprache war für ihren Glauben und die die christlichen Ausdruckssymbole naiv und selbstverständlich übernahmen. Man glaubt die Bilder nicht entstanden, um Schönes zu machen, wie man auch nicht predigt um des Schönen willen. Die einfache und große Bewegung in jener Kunst ist da, weil die Menschen eben einfach und groß waren. Alles in ihnen ging in einer Richtung, daher auch die zwingende Eindeutigkeit. Aus dieser Kraft und Geschlossenheit entwuchs jene Kunst, deren große Wirkung jetzt von uns mit so unmittelbarer Kraft gefühlt wird. Aber so indirekt, auf dem Umweg über diese Wirkungen, scheint mir die Verwandtschaft unserer Kunst mit jener. Wo ist bei uns diese wunderbare Bescheidenheit, mit der das Einzelwesen auftritt, und damit die Einheitlichkeit des Bildes, in der das Einzelwesen mit dem umschließenden Raum immer in reinem und klarem Zusammenklang bleibt, und wo ist schließlich die Bewegung, die durch die einzelnen Wesen hindurchfließt, in den großen Rhythmen der Welt? Das sind Dinge, die zu jenen Menschen gehörten wie die Form ihres Wesens oder wie ihr Tag und Nacht, und das fehlt uns. Wir schaffen immer noch Kunst, wir suchen nach den ausdrucksvollsten Formen für das, was wir wollen. Und der Ton liegt bei uns auf dem Wir. Unsere Ideen jetzt sind nicht Gemeingut, sondern die Gefühle und Gedanken gehören dem einzelnen und geben dem Ich einen ganz andern Platz in der Kunst als damals. Wo aber das Ich so vorklingt, da kann natürlich auch kein

Gleichklang sein zwischen mir und der Welt, und da kann die Bewegung auch nicht die Unbewußtheit und die Größe haben. Die einzelnen bewegen sich, und nicht, wie dort, der heilige Geist in den einzelnen. Unser Expressionismus hat unbestreitbar Großes geleistet. Aber wir erwarten noch mehr und noch Nachhaltigeres. Dazu ist nötig, daß der einzelne im Zusammenhang mit seiner Mitwelt lebt, und daß dieser Zusammenhang die Hauptquelle seiner Kraft wird. Die Darstellung von verschiedenen nuancierten Einzelgefühlen befriedigt uns jetzt nicht. Wir wollen etwas anderes. Adolf Behne klagt in seinem Artikel Kunstwende? (in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 946 ff.) über die Unzulänglichkeit des Expressionismus und erwartet die Lösung vom Kubismus. Jede wahre Kunst wie überhaupt alles Lebendige beruhe auf einem Bauen, und das Bauen sei eben der Kern des Kubismus. Aber warum können die kubistischen Bauwerke nicht auch nur die Spielereien irgendeines phantastischen Intellekts sein, die nicht mehr innere Notwendigkeit haben als irgendwelche Kartenhäuser? Die Kraft einer Kunst, und gerade der expressionistischen, kann nur in den Menschen liegen und in dem, was sie zusammenhält. Eine neue Symbolsprache kann nicht aus dem Nichts herauswachsen, auch nicht von heute auf morgen. Erst müssen gemeinsame Inhalte gemeinsam und stark empfunden werden.

Berliner Sezession 1918 Die Sezession zeigt nicht viel Nachhaltiges und Gutes. Das meiste ist unausgereifte Arbeit. Die einzige Ausnahme bildet Bruno Krauskopf mit seinem Selbstporträt, von dem in dem folgenden Abschnitt die Rede ist. Neben ihm hängt Wilhelm Kuhlhoff. Seine Beanlagung versprach viel, aber die unseligen Verzerrungen stören zu sehr. Sie bedeuten mir nur Peitschenhiebe, um gewisse Gewaltleistungen zu erreichen, wo von selbst die Natur vielleicht still und ruhig wäre. Die Hände auf seinem Bild Der Kuß sind wie von Epileptikern. Das Schlimmste aber ist die Auferstehung Franz Heckendorfs. Kaum je sah man solch eine Leere und, für Figürliches, solch ein Unvermögen, das sich dabei mit so viel geistiger Präntation zu zeigen wagte. Warum blieb er nicht bei seinen Landschaften, in denen er wirklich etwas zu sagen hatte? Mit Erich Waske liegt es ja ähnlich.

Gerade in dieser Sezession hat er außerordentlich schöne Landschaften, mit Größe und Weite, aber seine Chaoskoposition gibt nichts. Dabei ist sie kindlich und naiv und hat nichts von jener Eitelkeit des Heckendorfschen Auferstehungsbildes. Sehr schön ist noch der Jeremias von Jacob Steinhardt auf dem blauen geklüfteten Felsen. Interessant in ganz anderm, in illustrativem Sinn ist wieder Magnus Zeller. Allerhand weiß er zu erzählen, was er schnurrig und absonderlich sah. Sehr komisch auf seinem Bild Kriegsausbruch in Italien, wie das Volk auf dem Marktplatz bombastisch theaterhaft herumagiert, mit wehenden Mänteln und sich bäumenden Pferden. Dilettantisch nette Bilderchen voll stiller Phantasie hat Erich Büttner. Auch Carl Schwabachs Bilder haben einen gewissen Reiz. Von den älteren sind die Porträts von Leo von König zu nennen, ein gutes von Charlotte Behrendt, auch Joseph Oppenheimer.

Die Porträtbüsten von Metzner und Hoetger haben in ihrer Stilisierung eine gewisse Absichtlichkeit, die hemmend wirkt. Der Akt von Herbert Garbe ist von seltener Schlechtigkeit.

Krauskopf Das Selbstporträt Bruno Krauskopfs auf der Sezessionsausstellung hat, ähnlich seinem Frauenbild aus dem vorigen Jahr, gar nichts an sich, das dem Beschauer sich irgendwie anbietet. Im Gegenteil, der Beschauer darf eintreten und danken. Der junge, fast haarlose Kopf ist ganz ins Dunkle gestellt und empfängt nur streifendes Licht von oben. Die dunkeln Teile sprechen eine ganz andere und körperlosere Sprache als die beschienenen; als seien sie so geistig, so unmateriell gewoben, daß man durch sie die Schwingungen der Welt hindurchspüre. Es klingt das wie geistreiche Spielerei, aber trotzdem ist das Porträt so voller Leben wie die guten Porträts Rembrandts. Sehr wertvoll ist mir auch sein Stilleben im blaßgrünen Farbton. Die Transparenz der Dinge mit den sie durchziehenden Figuren wird jetzt ja unendlich oft gemacht, und doch ist es immer wieder etwas anderes, die gleichen Ideen, die gleichen Formen oder gleichen Worte, aber in den einen ist Wirklichkeit und Leben, in den anderen nicht. Ganz anders, und sehr besonders interessant ist auch sein Leichenzug. Wie überhaupt Krauskopfs Entwickel-

lung gehen wird, ist nicht zu wissen; fast kommen mir manche seiner Sachen zu reif und fertig vor für einen Jungen, als seien Ziele schon vorweggenommen, wo vorerst Arbeit sein sollte.

Inzwischen wurde auch eine Krauskopfausstellung bei Gurlitt eröffnet. Das Selbstporträt auf der Sezession, das so wunderbar reif und in seiner Art vollendet war, ist gar nicht eine seiner letzten Arbeiten gewesen. Es sind dort Bilder in so grundverschiedenen Richtungen, daß man nicht für Krauskopf eine zu frühe Festlegung auf einen Stil zu fürchten braucht. Vielleicht sind, um diesem aus dem Weg zu gehen, seine letzten Bilder vor der Natur entstanden, alle mit einem stark impressionistischen Einschlag, einfach und kräftig in der Auffassung, ohne das spiritualistische Spintisieren, das bisher in einem großen Teil seiner Bilder durchklang. Er malte da in seinen Bildern Linien mit hinein, die offenbar nichts anderes sollten als die Formen und die Richtungen bezeichnen, unter denen wir die Dinge und ihre Beziehungen auffassen. Dreiecke, Strahlen und Kreise, alles Gesetzmäßigkeiten, die wir in die Dinge tragen, und ohne die die Dinge uns verwirrt und zusammenhanglos schienen. Das Bloßlegen der Zusammenhänge hatte viel besondere Kraft bei Krauskopf; trotzdem habe ich Achtung davor, daß er wieder ganz als Lernender und als simpler Schüler zu der Natur gegangen ist. Ich wünsche für uns viel von seinen Wegen.

Berliner Ausstellungen

Die Kriegsbilder Heinrich Heidners bei Gurlitt waren gut in der Auffassung. Alles einzelne und Erzählende haben sie abgestreift. Öde, zerwüstete Landschaft und in ihr wie in ihrem Brennpunkt nur einzelne verlorene Menschen oder Pferde; und dabei fühlt man überall den bösen Geist des Krieges an dem ausgemergelten Land und an seinen Geschöpfen. Und doch ist mir etwas an den Bildern nicht lieb. In ihren weitläufigen, großen Flächen und der unbeweglichen pathetischen Linienführung haben sie etwas Bewußtes und erinnern entfernt an den formalen Klassizismus der fünfziger Jahre, dem auch über den großen Motiven seine Naivetät und Lebendigkeit etwas abhanden gekommen war. Der Ungar Bato bei Gurlitt ist in seinen kleinen Bildern und Zeichenblättern, in denen er die Begräbnis- und Krönungsfeierlichkeiten in Wien schildert, lebendig und dabei den steifen Stil des

höfischen Prunks überall wachend. Er erinnert wohl in den Blättern an Menzel, aber wirkt eben sehr andersrassig in dem dekorativen, mosaikartigen Gefüge der glitzerigen Lichter und in der Saftigkeit seiner Farbe. In seinen anderen größeren Bildern ist er nichts sagend und leer.

Ein sehr entzückendes Talent ist Hans Meid. In den Sachen bei Cassirer, in denen er am besten herauskommt, vor allem in seinen Radierungen zum Don Juan, zum Teil auch zum Othello, hat er den ganzen Glanz und Charme der richtigen Opernatmosphäre, das heißt der italienischen Oper, wo sich unendlich viel Temperament und Liebe mit so harmloser Pose zu diesem entzückenden Ganzen verschmelzen kann. Rampenlicht, Menschen und hohe Dekorationen, dazwischen der italienische Tenor: alles aus jener Zeit, wo die Menschen klein waren und die Bäume übergroß, und wo es allerhand dunkle Ecken gab, in denen überverliebte Liebe herumspuken konnte; auch Meids Menschen, besonders die Frauen, sind mit dem schönsten erotischen Pomp ausgestattet. Die Technik dementsprechend leicht, kapriziös und etwas verschleiert. Hermann Haller bei Cassirer hat das Zeug in seiner Plastik ganz frei arbeiten zu können. Das Bewußtsein, daß das Material der Plastik für eine Ewigkeit angelegt, macht ihn gar nicht befangen, und er macht große Skizzen wie ein Maler mit dem Pinsel. So sind seine Arbeiten reizvoll durch die Freiheit und durch den Schwung in der Bewegung, aber doch im letzten nicht genug ausgereift und innerlich notwendig.

Im Sturm zwei neue Gesichter, beides Russen: Gontscharowa und Larionow. Beide haben Bilder von sehr verschiedener Art ausgestellt. Die einen sind ungefähr nach dem Schema der italienischen oder französischen Expressionisten, in meinen Augen blutlos experimentierend. Die anderen aber haben wieder etwas von der wirklich volkstümlichen Kraft der russischen Kunst, ungenlenk und schlicht in der Form und deutlich im Sinn, mit ganz lebendiger Wirkung.

Totenliste

In Wien ist am 18. Oktober Koloman Moser, einer der Gründer der Wiener Sezession, 50 Jahre alt, gestorben. Kolo Moser war einer der besten Zeichner Wiens. Seine Bilder waren zuletzt in Berlin in der Freien Sezession

zu sehen (siehe auch die Rundschau Kunstgewerbe, in diesem Band, Seite 1111).

Der Kunsthistoriker Georg Sobotka ist in den letzten Kämpfen gegen Italien gefallen, nachdem er vom ersten Tag des Krieges an im Feld gestanden hatte. Er war vor dem Krieg wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei den Berliner Museen. Sein Gebiet war hauptsächlich die italienische Plastik des 16. Jahrhunderts. Ende Oktober ist die Malerin Marie Uhden, nach kurzer Ehe mit dem Maler Georg Schrimpf, in München gestorben. Sie hat sich besonders im Holzschnitt betätigt. Eine größere Ausstellung ihrer Werke zeigte Anfang dieses Jahres der Sturm in Berlin.

In Wien starb im November Egon Schiele, das stärkste Talent der allerjüngsten Malergeneration in Österreich, an der Grippe. Er ist nicht ganz 30 Jahre alt geworden.

Kurze Chronik Im Haag hat sich ein Verein von Freunden asiatischer Kunst zusammen-

getan, dessen Zweck es ist durch Ausstellungen und Bücher eine genauere Kenntnis dieser Kunst zu verbreiten. ♦ Das bekannte Slevogtsche Bild Der weiße Don Juan, das sich im Besitz d'Andrades befand und diesen in weißer Seide mit erhobenem Champagnerglas darstellt, war im Sommer gestohlen worden. Im Oktober wurde es dann von dem Dieb einem Münchener Kunsthändler zum Kauf angeboten. Der Dieb wurde verhaftet, und das Bild ihm abgenommen. (Bekanntlich mußte d'Andrade während des Krieges als *feindlicher Ausländer* Berlin verlassen, weshalb wir diesen Unvergleichlichen leider nun schon seit Jahren entbehren müssen.) ♦ Nachdem Mackensen sein Amt an der Hochschule zu Weimar niedergelegt hat, ist Max Thedy damit betraut worden.

KULTUR

Kolonisation / Herman Kranold

Wilson's Kolonialprogramm Die 14 Punkte aus der Kongreßbotschaft des Präsidenten Wilson vom 8. Januar 1918, die die deutsche Regierung zur Grundlage ihrer Friedenspolitik genommen hat, betreffen in einem auch die Kolonien.

Zunächst ist es der 3. Punkt, der »die Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken, soweit sie möglich ist, und die Er-

richtung der Gleichheit der Handelsbeziehungen unter allen Nationen, die sich dem Frieden anschließen und sich zu seiner Aufrechterhaltung vereinigen«, verlangt. Im allgemeinen haben die deutschen Kolonien ein protektionistisches System nicht gekannt. Die beiden wichtigsten von ihnen, Kamerun und Deutsch Ostafrika, lagen ohnehin im Freihandelsgebiet des Kongobeckens. Formal hat auch wenigstens ein Teil der englischen Kolonien eine solche Politik nicht geübt. Immerhin haben einige der Dominions dem Mutterland erhebliche Vorzugszölle gewährt; von allem höchst wirksamen inoffiziellen Protektionismus abgesehen. Am weitesten ging von den Kolonialstaaten in dieser Beziehung Frankreich, das in seinen Kolonien das Mutterland mit derartigen Vorzugsrechten ausstattete, daß fremdländische Konkurrenz dagegen fast überhaupt unmöglich war. Man darf gespannt sein, ob Wilson eine Änderung dieses englisch-französischen Kolonialsystems durchsetzen oder durchzusetzen versuchen wird.

Im 5. Punkt heißt es: »Es sollte eine freie, weitherzige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche herbeigeführt werden, die auf einer strikten Beobachtung des Grundsatzes fußt, daß bei der Entscheidung aller solcher Souveränitätsfragen die Interessen der betroffenen Bevölkerung ein ebensolches Gewicht haben müssen wie die berechtigten Ansprüche der Regierung, deren Rechtstitel bestimmt werden sollen.« Dieses Postulat ist außerordentlich dehnbar. Selbst dann, wenn eine unparteiische Entscheidung solcher Streitigkeiten denkbar wäre, müßte man die diesem Vorschlag zugrunde liegende ausschließlich individualistische Ethik durchaus ablehnen. Natürlich verdienen die Interessen der kolonialen Bevölkerung und die Interessen der Mutterstaaten gebührend berücksichtigt zu werden. Daneben aber steht das (wichtigere) Interesse der menschlichen Gesellschaft an einer Regelung der Kolonialverfassung nach den Grundsätzen der Produktivitätssteigerung überhaupt. Bei der Anwendung dieser Grundsätze kann sich aber sowohl für die Mutterländer wie für die Kolonialbevölkerung die Notwendigkeit ergeben sich von ihrer Selbständigkeit und ihrem Nutzen Abstriche gefallen zu lassen. Das liegt ganz besonders da vor, wo von einer Erschließung der Wirtschaftskräfte der Kolonien durch europäische Herrschvöl-

ker gar nicht die Rede sein kann. Umgekehrt liegt zum Beispiel der Fall Deutschlands, das bisher seine kolonisationstendenzen nicht voll in den Dienst der Menschheit stellen konnte.

Schließlich lautet der 12. Punkt: »Den türkischen Teilen des gegenwärtigen Osmanischen Kaiserreichs müßte unbedingt Selbständigkeit sichergestellt werden. Aber die anderen Nationalitäten, die jetzt unter türkischer Herrschaft stehen, sollen eine unzweifelhafte Sicherheit für ihre Lebensbedingungen und eine vollkommen uneingeschränkte Gelegenheit zu autonomer Entwicklung erhalten. Die Dardanellen sollten dauernd als freie Durchfahrt unter internationalen Garantien den Handelsschiffen aller Nationen geöffnet werden.« Dieser Punkt sagt vor allem gar nichts darüber, wer die Souveränität zu der Autonomie der von Nichtosmanen bewohnten Gebiete innehaben soll. Damit ist aber gerade das Entscheidende in der Schwebelage gelassen. Mit dem Interesse des englischen Imperialismus ist natürlich eine unter autonomen Formen sich vollziehende Einverleibung der nichtosmanischen Teile der Türkei in das britische Imperium vollkommen vereinbar. Mit dem Interesse der Menschheit an einer Erhöhung der allgemeinen Produktivität aber keineswegs. Insbesondere wird durch eine solche Regelung den Völkern Mitteleuropas ein Weg ins Freie abgeschnitten. Es ist deshalb nötig gegen derartige unbestimmte Klauseln sich entschieden zu verhalten. Sie könnten dazu dienen einer Verewigung des Elends der Menschheitsspaltung vorzuarbeiten und allen Segen, der aus überseeischen Kolonien entspringen könnte, zu vereiteln. Anders läge die Sache natürlich, wenn die Punkte so gedeutet würden, wie es im Interesse der von den Sozialistischen Monatsheften von jeher geförderten Produktivitätspolitik nötig ist.

Kongo Im Haag besteht seit längerer Zeit eine belgische Kommission für Kolonialstudien. Sie hat kürzlich der holländischen Presse eine längere Darstellung über die Zustände in der belgischen Kongokolonie gegeben, nach der der Krieg dort nur eine kurze wirtschaftliche Krisis hervorgerufen haben soll. Die Einfuhr habe allerdings zunächst für kurze Zeit stillgestanden, da die Deutschen, trotz den Bemühungen der belgischen Regierung die im Berliner Vertrag festgesetzte Neutralität des Kongo-

beckens aufrechtzuerhalten, die Kolonie militärisch angegriffen hätten. Bald aber sei, dank den Maßnahmen der belgischen Regierung, die Krise behoben gewesen, und die Reorganisation der Verwaltung der Kolonie, die seit der Besitzergreifung durch Belgien betrieben wurde, habe wieder aufgenommen werden können, insbesondere auch durch energische Maßregeln gegen die Schlafkrankheit.

Im Jahr 1915 konnte die 270 Kilometer lange Eisenbahn zwischen Kabalo am oberen Kongo und Albertville am Tanganjikasee vollendet werden; sie hat dann bei der militärischen Expedition gegen Deutsch Ostafrika große Dienste geleistet. Ferner wurde die Eisenbahn zwischen Bukama am Kongo und Elisabethville in der Provinz Katanga in Länge von 400 Kilometer am 1. Juli 1918 vollendet. Damit beträgt die Gesamtlänge der Eisenbahnen in der Kongokolonie 2031 Kilometer. Zusammen mit den schiffbaren Strecken der großen mittelafrikanischen Ströme und mit den Binnenseen bilden diese Eisenbahnen jetzt ein großartiges, den Hauptteil der Kolonie dem Handelsverkehr bequem erschließendes Verkehrssystem. Ferner wurden während des Krieges 3000 Kilometer Telegraphenlinien neu gebaut und zahlreiche Stationen für drahtlose Telegraphie angelegt. Die Ausfuhr von Kupfererzen stieg von 10 720 Tonnen in 1914 auf 30 000 Tonnen in 1917, die Goldausfuhr machte 1914 erst 1800, 1916 bereits 3200 Kilogramm aus. Im Gebiet von Kasai stieg die Diamantproduktion von 15 000 Karat in 1913 auf 80 000 Karat in 1917. Der Wert der landwirtschaftlichen Ausfuhr, der sich 1914 auf 53 Millionen Francs belaufen hatte, hob sich bis 1916 auf 129 Millionen. Im ganzen muß man also sagen, daß der Krieg für die Kolonie einen erheblichen wirtschaftlichen Aufschwung herbeigeführt hat, sofern man annehmen darf, daß der Bericht zuverlässig ist.

Azoren

Die Bewohner dieser portugiesischen Kolonie wandern hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten aus, erwerben dort etwas, kehren, sobald sie einige tausend Dollar zurückgelegt haben, wieder auf die heimatlichen Inseln zurück und pflegen in beschaulicher Ruhe die Bewunderung des Yankeelandes. Neuerdings haben die Azoren infolge des Krieges auch starken amerikanischen Schiffsverkehr erhalten. In portugiesischen Kreisen

herrscht nun große Besorgnis, daß die Amerikaner nach dieser Inselgruppe ihre Hand ausstrecken könnten, zumal die portugiesische Regierung diese Kolonie sträflich vernachlässigt hat. Das Journal *Commercio d'Oporto* schreibt darüber: »Es ist aber leider nur zu wahr, daß zwischen unserm Festland und den ihm angehörenden Inseln nicht die feste Zusammengehörigkeit, die Solidarität und Interessengemeinschaft besteht, die die maritimen, wirtschaftlichen und politischen Verbindungen hätten reifen lassen müssen, wenn sie intensiver und sorgfältiger entwickelt worden wären. Das Meer, anstatt uns einander näherzubringen, trennt uns, und das Nationalitätsgefühl, das sich über den ganzen Atlantischen Ozean erstrecken müßte, zum Wohl eines großportugiesischen Gedankens, scheint nicht weiter als das Wasser des Tajos zu gehen, die Tradition vergessend, dem imperialistischen Gedanken ein Grab bereitend, der die Vaterlandsliebe unserer Vorfahren beseele. Die Azoren verkehren mehr mit Fremden als mit uns. Es ist unseres Erachtens nicht mehr zweifelhaft: Der Einfluß Amerikas auf den Azoren wird für uns verhängnisvoll werden. Es ist gewiß, daß die aktuelle Auslandspolitik der Vereinigten Staaten und besonders Wilsons Versicherungen über die Kriegsziele auf den Azoren keine Furcht vor einem Anschlag Amerikas gegen fremden Grundbesitz aufkommen lassen.«

Kriegspublikationen Über das Schicksal kolonialer Gebiete im Krieg mehren sich in letzter Zeit die instruktiven Schriften sehr. An erster Stelle ist Sven Hedins Buch *Jerusalem* /Leipzig, F. A. Brockhaus/ zu nennen. Auf den 10 Bogen dieses Buches ist mit Hilfe zahlreicher Abbildungen, die in guter Wiedergabe geboten werden, ein interessantes und fesselndes Bild von den Schicksalen Palästinas im Krieg entworfen. Zu beanstanden ist lediglich, daß der Verfasser die empörende türkische Verwaltung in Palästina zu beschönigen sucht. Er steht dabei freilich nicht allein; und vielleicht hat er es auch nicht ganz aus freiem Willen getan. Aber die Folge dieses Systems in allen Veröffentlichungen über Palästina in der letzten Zeit war, daß man sich in Deutschland über die wirkliche Lage dort einem ganz unbegründeten Optimismus hingeeben hat. Wer direkte Nachrichten hatte, wußte das. Leider aber scheinen unsere beamteten Politiker

mit solchen direkten Nachrichten knapper versehen gewesen zu sein als mancher einfache Journalist. Sonst wäre ihre Politik wohl nicht gar so sorglos gewesen. Sehr klar tritt in Hedins Buch die große kulturfördernde Bedeutung hervor, die das Judentum bisher bereits für Palästina hatte und auch künftig erst recht haben kann.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf Franz Carl Endres' verständnisvolles Buch *Zionismus und Weltpolitik* /München, Duncker & Humblot/ hinweisen. Es behandelt seinen Gegenstand ganz vom Standpunkt der deutschen Politik aus, zeichnet sich aber durch verständnisvolles Eingehen auf die Nöte des Judentums, den oft eigenartigen Gedankengang des Zionismus und die Bedeutung der zionistischen Frage im Rahmen der großen außenpolitischen Probleme der Gegenwart aus. Das Wesentlichste an dem Werk will mir aber der Teil scheinen, der von der Bedeutung des Zionismus für die Türkei spricht. Was da gesagt ist, kommt aus gründlichster Kenntnis der türkischen Verhältnisse. Endres nimmt kein Blatt vor den Mund und sagt auch unangenehme Wahrheiten, wo es nötig ist, unumwunden. Hätte man in Deutschland und in der Türkei nur zeitiger auf ihn gehört!

Kurze Chronik Die Juteindustrie in Europa hat während des Krieges besonders darunter gelitten, daß der Schiffsraumangel den Rohstoffexport aus dem wichtigsten bisherigen Erzeugungsland Britisch Indien verhinderte. Auch Brasilien hat darunter zu leiden gehabt. Schließlich sind die brasilianischen Sackleinenfabrikanten, in erster Linie die *Companhia Nacional do teyidos de Jute*, dazu übergegangen Juteersatz aus brasilianischen Pflanzen zu erzeugen. Im Staat Sao Paulo wurde Aramina, im Staat Rio de Janeiro Canhamo (Brasilienies Porine) angebaut. Die Ergebnisse waren jedoch unbefriedigend, und die Versuche wurden wieder eingestellt. Schließlich probierte man eine *Aloeart*, *Fourcroya gigantea pita*, die in Brasilien reichlich wild wächst, und deren Faser bei gleicher Dicke etwa die doppelte Festigkeit hat wie die Jute-faser. ♦ Eine Anzahl englischer Reisimportfirmen hat der Regierung Forderungen unterbreitet, die auf Unterdrückung jeglichen deutschen Einflusses im indischen Reisesexporthandel abzielen. Sie umfassen:

Auflassung aller feindlichen Reismühlen in Burma, der wichtigsten Reisausfuhrprovinz Indiens. Verbot für alle feindlichen Staatsangehörigen sich in Burma niederzulassen, dort Handel zu treiben, Grundeigentum zu erwerben oder sich an einheimischen Firmen zu beteiligen. Ferner soll das jetzt den Engländern feindliche Ausland auf allen Reis, den es aus Burma ausführt, einen besonders Ausfuhrzoll von 5 Pence für je 1 Maund (82½ englische Pfund) Reis bezahlen. $\diamond$ Die Kohlenförderung der canadischen Provinz British Columbia betrug im Jahr 1917 insgesamt 2,7 Millionen englische Tons, gegen 2,5 im Vorjahr. $\diamond$ Die Dominion Steel Corporation von Sidney in Neuschottland läßt ein Hüttenwerk zur Erzeugung von Schiffsbaustahl mit einer jährlichen Leistungsfähigkeit von 100 000 englischen Tons errichten. So dringt in die eigensten englischen Industrien allmählich die koloniale Produktion ein und verinnerlicht den Zusammenhang der Reichsteile dadurch mehr und mehr. $\diamond$ Die ganze Produktion Australiens an Zinkkonzentraten, insbesondere die von Broken Hill, ist für die Zeit bis 10 Jahre nach Ablauf des Krieges dem englischen Board of Trade verkauft worden; ähnliche Verträge mit den Produzenten von Kupfer und Blei in Australien sind in Vorbereitung.

Literatur Einen recht guten Überblick über das Erwachen des kolonialen Gedankens in Deutschland und die mannigfachen Versuchsgestaltungen, die er im Lauf der Zeit annahm, gibt die anspruchslose Broschüre *Der deutsche Kolonialgedanke und sein Werden im 19. Jahrhundert* von Theo Sommerlad /Halle, Niemeyer/. Die Schrift baut sich auf gründlichste Quellenkenntnis auf und vermag auch dem, der im allgemeinen in Kolonialgeschichte ganz gut Bescheid weiß, mancherlei neue, wertvolle Anregung zu geben. $\diamond$ Die Bedeutung Afrikas für die deutsche Weltpolitik behandelt Emil Zimmermann in einer sehr interessant geschriebenen Broschüre /Berlin, Mittler/. Er kennzeichnet ohne Umschweife die Verkehrtheit der von Wilhelm II. und Bülow inaugurierten Versuche Ausdehnungspolitik im Nahen Orient ohne gleichzeitige planmäßige Afrikapolitik zu betreiben, England gleichzeitig deutsche Kolonialausdehnung abzuschmeicheln und Duldung des Flottenwachstums von ihm zu ertrotzen. Den

beliebten Versuchen die künftige Entwicklungsfähigkeit der deutschen Kolonien in Afrika herabzusetzen tritt er an der Hand schlagend beweiskräftigen Zahlenmaterials energisch entgegen. Den Mittelpunkt seiner Schrift bildet eine Erörterung über die künftige Wirtschaft des konventionellen Kongogebiets. $\diamond$ Weniger empfehlenswert erscheint mir dagegen Bernhard Stichels mit einer hübschen Karte ausgestattete Schrift *Die Zukunft in Marokko* /Berlin, Dietrich Reimer/. Die Schilderung der marokkanischen Reichtümer wird zwar lebhaftes Interesse, die Schilderung der Behandlung der Marokkodeutschen während des Krieges durch die Franzosen lebhaftestes Mitgefühl erwecken (mit Recht, falls sie zutreffend ist; aber man kann in der Aufnahme solcher Berichte nicht vorsichtig genug sein). Wenn aber der Verfasser versucht unseren Kampf mit Frankreich um Marokko nachträglich zu rechtfertigen und gar zu einer Wiederholung dieses Fehlers aufzumuntern, so muß jeder derartige Versuch zu der leider schon übergroßen alten Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich noch neue zu säen entschieden zurückgewiesen werden. Wenn uns zehnmal bewiesen wird, daß Marokko wertvoll und begehrenswert sei, so folgt daraus noch lange nicht, daß wir es auch nehmen müssen. Wohl aber gibt auch das einen Grund für den kontinentaleuropäischen Zusammenschluß, aufgebaut auf deutsch-französischem Einvernehmen, ab. $\diamond$ Noch verschrobener war allerdings der Plan Marokko zur österreichischen Kolonie zu machen, den Leo Wessely (*Eine Kolonie für Österreich-Ungarn* /Warnsdorf, Strache/) vertritt; man kann sich der Heiterkeit kaum erwehren, wenn man als Erscheinungsjahr auf dem Titelblatt feierlich »Im Kriegsjahr 1918« liest. In diesem Kriegsjahr hat nämlich Österreich aufgehört überhaupt zu existieren. $\diamond$ Eine umfangreiche Monographie hat Hermann Schumacher dem Reis gewidmet (*Der Reis in der Weltwirtschaft* /München, Duncker & Humblot/). Er schildert die volkswirtschaftlichen Schicksale des Reises vom Ursprung bis zur letzten Verarbeitung und zum Verbrauch mit besonders ausführlichem Eingehen auf die deutsche Reismühlenindustrie. Es wäre zu wünschen, daß wir über alle Welthandelsartikel von kolonialem Interesse so ausgezeichnet informiert würden wie durch diese treffliche Arbeit über den Reis. Die mannigfachen

Arbeiten seiner Vorgänger über ähnliche Gegenstände hat der Verfasser mit seiner Schrift weit überholt. $\diamond$ In einem überaus wertvollen Prachtwerk beschreibt Theodor Koch-Grünberg seine Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911 bis 1913 (Vom Roroima zum Orinoco /Berlin, Dietrich Reimer/). Erschienen ist jetzt der 1. Band, der, mit 115 wunderschönen Abbildungen und 4 guten Karten ausgestattet, den Verlauf der Reise im allgemeinen schildert. Das buchtechnisch hervorragend ausgestattete Werk, dem man von den Schwierigkeiten der Kriegszeit nichts anmerkt, versteht es in tagebuchartiger Form die eigentümliche Atmosphäre der Länder, die der Verfasser durchwanderte, und die besondere Seelenbeschaffenheit der Völker, mit denen er in Berührung kam, recht lebendig zu machen. Auch die wirtschaftlichen und sonstigen für die Beurteilung der materiellen und zivilisatorischen Entwicklungsmöglichkeiten wichtigen Eigenschaften der erforschten Gegenden werden klar und einleuchtend dargestellt, so daß das Werk unter den Reisebeschreibungen in deutscher Sprache zu den wenigen klassischen Werken gerechnet werden darf. Der 2. Band, der schon früher erschien, enthält eine Sammlung von Mythen und Legenden zweier Indianerstämme des Roroima, der 3. Band wird die materielle und geistige Kultur verschiedener Indianerstämme behandeln, der 4. die sprachwissenschaftlichen Ergebnisse, der 5. einen Tafelatlas der anthropologischen Ergebnisse der Expedition darstellen. Man darf auf die weiteren Bände gespannt sein und von ihnen wesentliche, der Kolonisation als Kulturarbeit sehr dienliche Aufschlüsse erwarten. $\diamond$ Äußerlich noch monumentaler ist das Werk, das im Auftrag der Kolonialabteilung der deutschen Zivilverwaltung in Belgien Heinrich Waltz über das Konzessionswesen im belgischen Kongo verfaßt hat. /Jena, Gustav Fischer/. Es umfaßt 2 Bände von nicht weniger als 657 und 1215 Seiten und dazu eine Reihe von großen, ausgezeichneten Karten. Der Gegenstand wird in dem Werk durchaus erschöpfend behandelt. Der 2. Band bringt nichts als Dokumentenabdrucke, und der Textband ist auch mit allen möglichen dokumentarischen Nachweisen gestopft voll. Die Leistung des Gelehrten und des Verlags ist hoch zu loben; im übrigen aber ist das Werk verlorene Liebesmüh. $\diamond$ Sehr nützlich dagegen ist der Sammel-

band von wirtschaftlichen Darstellungen, den Josef Hellauer unter dem Titel Das Türkische Reich hat erscheinen lassen /Berlin, Mittler/. Eine Anzahl der besten Türkeispezialisten hat sich hier vereinigt, um in interessanten Monographien alle wirtschaftlichen Angelegenheiten unseres östlichsten Bundesgenossen Revue passieren zu lassen. Von den vielen Beiträgen seien hervorgehoben Reinhard Junges Abhandlungen über Wirtschaftsgrundlagen und Wirtschaftspolitik der Türkei und über Industriewirtschaft in und im Verhältnis zu der Türkei, ferner Carl Anton Schaefers Darstellung des türkischen Geldwesens und der türkischen Staatsbankfrage und schließlich O. Warburgs Monographie über die Landwirtschaft in der Türkei. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die übrigen Beiträge nicht gut seien; im Gegenteil, auch sie sind vollen Lobes würdig.

EINZELNES

Neuerscheinungen

Verbrecherliteratur Franz Diederich, dieser feine Kenner unserer Literatur, hat im Verlag des Vorwärts in Berlin mit der Herausgabe von Verbrechergeschichten begonnen. Hoffentlich werden sie auch ihren Fortgang finden. Auch die Lese hat im Jahr 1911 ein ähnliches Unternehmen ins Werk gesetzt. Artur Kutscher gab damals als 1. Band der Verbrechergeschichten Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre und Kleists Michael Kohlhaas heraus; aber soweit ich unterrichtet bin, ist es dabei geblieben und das Versprechen auf Fortsetzung nicht eingelöst worden.

Es ist ein eigenartiger, aber durchaus erklärlicher Reiz, den die Materie des Verbrecherischen einmal auf den Dichter, zum andern auf den Leser ausübt. Diesen Reiz zu erklären versuchen würde eine eingehende psychologische Darlegung erfordern. Sollte etwa, um nur dies zu erwähnen, diese sonderbare Anziehung zum Teil ihre Ursache in der von unseren Kriminalpsychologen erkannten Tatsache haben, daß der Unterschied »zwischen dem normalen und dem rechtbrechenden Menschen« kein himmelweit entfernter ist? »Zwischen beiden Breiten liegt«, wie Wulffen sagt, »das umfangreiche Gebiet der latenten Kriminalität, das heißt, nach meiner Terminologie derjenigen, die im Bereich der Vorstellungen verblieben, nicht aber

in die Tat umgesetzt worden ist.« Die kriminalpsychologische Forschung offenbart tagtäglich neue erstaunliche Lösungen, aber jede Lösung zieht eine Hydra neuer Rätsel nach sich.

Alle Literatur, die sich mit dem Verbrecher beschäftigt, ist aus dem geradezu hindrängenden Interesse an diesem Problem erwachsen: angefangen von den kriminalistischen Meistererzählungen Edgar Allan Poes, den scharfsinnig konzentrierten Detektivgeschichten Conan Doyles, über den geistreich spannenden, mehr an den verwickelten Geschehnissen als an ihrer verstandesmäßigen Lösung interessierten Emile Gaboriau zu den neuesten Vertretern dieser Gattung, den Skandinavien Sven Elvestad und Frank Heller, mit deren Herausgabe sich der Verlag Georg Müller in München sicherlich viele neue Freunde erworben hat. Von Schiller wissen wir sogar Näheres über die Umstände, die ihn mit einem Gegenstand bekannt machten, der mit vollster Berechtigung das Allgemeininteresse beanspruchen darf. In seiner Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Sammlung Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit /1792 bis 1795/, einer 4bändigen Auswahl aus der Pitavalschen Sammlung mehr oder weniger vorzüglicher Kriminalfälle, sagt er unter anderem: »Unter derjenigen Klasse Schriften, die eigentlich dazu bestimmt ist durch die Lesegesellschaften ihre Zirkel zu machen, finden sich, wie man allgemein klagt, so gar wenige, bei denen sich entweder der Kopf oder das Herz der Leser gebessert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfnis zu lesen, auch bei denjenigen Volksklassen, zu deren Geistesbildung von seiten des Staates so wenig zu geschehen pflegt, anstatt von guten Schriftstellern zu edleren Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Skribenten und gewinnstüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht ihre schlechte Ware, wär's auch auf Unkosten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer sind es geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane, dramatisierte Geschichten, sogenannte Schriften für Damen und dergleichen, die den besten Schatz der Bibliotheken ausmachen und den kleinen Rest gesunder Grundsätze, den unsere Theaterdichter noch verschonten, vollends zugrunde richten.« Ein zeitge-

mäßes Donnerwort. »Wenn man den Ursachen nachgeht, die den Geschmack an diesen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, so findet man ihn in dem allgemeinen Hang des Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen begründet, Eigenschaften, woran es oft den schlechtesten Produkten am wenigsten fehlt. Aber der selbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum sollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nützen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten den schlechten die Kunstgriffe abzusehen, wodurch sie sich Leser erwerben, und zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.«

Auf zweierlei deuten die hier wiedergegebenen Ausführungen Schillers in der Hauptsache hin. Sie lassen den Nutzen erkennen, den eine gute kriminalistische Literatur auszuüben vermag, und der noch dadurch vertieft wird, daß der Leser auch im Verbrecher den Menschen erkennt, den Menschen, den in den meisten Fällen (wenn nicht in allen) das Schicksal aus der Bahn der Ordnung und des Rechts warf, und der weit eher unsere Hilfe braucht, als daß er unsern Haß verdient. Sie weisen weiter auf die Grenze hin, die, oft genug kaum erkennbar den Schund vom literarisch und künstlerisch Wertvollen trennt. Das Wertvolle liegt in der psychischen Wirkung, die der gute Kriminalroman ausübt; auch dann ausübt, wenn er (wie bei Poe vor allem) grauenhafteste Ereignisse als Handlung aufweist. Die große Kunst ist es für den Verfasser guter Kriminallektüre bei der Wahrheit zu bleiben (im buchstäblichen oder relativen Sinn), ohne die Leidenschaften aufzupeitschen. Den Künstler wird dabei sein edles Empfinden ohne weiteres richtig leiten; sein persönliches Feingefühl wird ihm die Schranken ziehen, die der Schundschreiber nicht achtet.

Der von Franz Diederich herausgegebene 1. Band enthält Schillers Verbrecher aus verlорener Ehre, ferner Droste-Hülshoffs Judenbuche und Kleists Michael Kohlhaas; Erzählungen, deren kriminalpsychologischer Wert noch durch den Umstand erhöht wird, daß sich vor den Augen des Lesers historische Gemälde von wundervoller Deutlichkeit entrollen.

Carl Diesel